Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

~~Bei Umtausch der Bücher~~ bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Um eine Fürstenkrone.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1896.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Der rothe Salon des Restaurants „Zu den vier Jahreszeiten“ hatte selten eine fröhlichere Gesellschaft gesehen, als an diesem Nachmittag. Um zwei Uhr hatte das Hochzeitsmahl seinen Anfang genommen, und obwohl nnn die fünfte Stunde bereits vorüber war, saß man noch immer an der blumengeschmückten, silberglänzenden Tafel. Das Eis und das Dessert waren längst serviert, in leichten bläulichen Wölkchen schwebte der duftige Rauch der Cigarren zur Decke empor, und die Kellner hatten keine andere Aufgabe mehr, als für den Ersatz der geleerten Champagnerflaschen in den Eiskübeln zu sorgen.

Die Stimmung der kleinen Tafelrunde war schon seit geraumer Zeit so ausgelassen und munter, als der Gastgeber es nur immer wünschen konnte. Die improvisirten Trinksprüche sprühten voll Witz und Laune, die Kelchgläser klirrten aus allen erdenklichen Anlässen

an einander und manches treffende Scherzwort wurde mit hellem Gelächter belohnt.

Ein Uneingeweihter aber, der ein paar Minuten lang dem heiteren Treiben zugesehen hätte, würde schwerlich auf die Vermuthung gekommen sein, daß dies eine Hochzeitsfeier sei; denn wenn auch die acht anwesenden Herren durch ihre Gardeoffiziersuniformen oder durch die Ordenskettchen am Brustaufschlag ihres Fracks hinreichend als Mitglieder vornehmerer Gesellschaftskreise legitimirt waren, konnte doch die allzu laute Fröhlichkeit der Damen, und der Eifer, welchen sie bei der Vertilgung recht erheblicher Champagnermassen an den Tag legten, einige Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zu der nämlichen Sphäre erwecken.

Damen der großen Welt würden zu einem solchen Mahle vielleicht auch weniger prunkhafte Toiletten und namentlich eine minder verschwenderische Fülle von Brillanten angelegt haben, als sie hier auf der Brust, im Haar und an den Ohrenläppchen der drei Festtheilnehmerinnen funkelten und blitzten.

Nur die junge Frau selbst zeigte nichts von solcher Ueberladung mit auffallenden Schmuckgegenständen, und ihr einfaches, bis an den Hals hinauf geschlossenes Kleid unterschied sich befremdlich genug von den prächtigen Roben der übrigen Damen. Frei-

lich enthielt die kleine Brosche, welche sie als einzigen Schmuck an der Brust trug, als Mittelstück eine Perle, wie man sie in solcher Größe und von tadellosem Glanze nicht noch einmal gefunden haben würde, und freilich konnte die Besitzerin dieses seltenen Kleinods überdies viel eher auf jede künstliche Steigerung ihrer Reize verzichten als die munteren Tischgenossinnen, von denen bei jeder Bewegung ein wahres Feuerwerk buntgefärbter Lichtstrahlen ausging.

Denn die Gräfin Raffaella zu Hohenstein war von einer Schönheit, die keines Schmuckes mehr bedurfte. Eine klassisch gebildete Gestalt und ein Antlitz von reinstem Ebenmaß der Züge, holdselig überhaucht vom süßen Liebreiz erster Jugendblüthe, hätten sie wohl auch in einem ungleich größeren und glänzenderen Kreise zur unbestrittenen Siegerin und Königin gemacht. Es war nicht der kleinste Makel an ihrer äußeren Erscheinung, und selbst die geringfügigste achtloseste Bewegung ihrer Hände oder ihres stolzen Hauptes war von vollendeter natürlicher Anmuth und Schönheit.

Es konnte dem jungen Gatten sicherlich nicht verargt werden, wenn er, wie er es während der letzten drei Stunden schon unzählige Male gethan, immer wieder verstohlen die Hand seiner holdseligen

Nachbarin ergriff und sich ganz nahe an die rosige Ohrmuschel neigte, um etwas zu flüstern, das nur für sie bestimmt war und das nur sie allein verstand.

Wie um ein jungfräuliches Erröthen zu verbergen, drückte dann wohl Raffaella den Strauß tiefdunkler Rosen, welcher neben ihrem Gedeck lag, an das Gesicht. Doch über den Blumen blitzten die großen, nachtschwarzen Augen viel eher in triumphirender Siegesfreude, als in mädchenhafter Befangenheit oder in süßverschämtem, bräutlichem Glück. —

Wenn Graf Adelhard Hohenstein nicht an diesem Vormittag vor dem Standesbeamten bestätigt hätte, daß er erst vor wenig Wochen sein zweiunddreißigstes Lebensjahr vollendet habe, so würde man ihn sicherlich für einen Vierziger genommen haben. Wohl war seine Gestalt aristokratisch schlank und geschmeidig, aber in sein schmales, etwas gelblich gefärbtes Gesicht hatten sich bereits einige scharfe, genußmüde Linien eingezeichnet und alle Kunst des frisirenden Kammerdieners konnte nicht mehr verbergen, daß das braune Haupthaar des Herrn Grafen sich auf dem Scheitel wie an den Schläfen zu lichten beginne. Die Vornehmheit seiner äußeren Erscheinung wurde dadurch nicht beeinträchtigt, und sie trat um so vortheilhafter hervor, wenn man sie mit dem Aussehen und dem

Verhalten des mittelgroßen, breitschulterigen Herrn verglich, der den Neuvermählten gegenübersaß.

Er war in einem Gesellschaftsanzug von tadellosem Schnitt gekleidet, und im Knopfloch seines Frackaufschlages prangte eine große, mehrfarbige Rosette, die vielleicht nur ein Phanthasieschmuck war, vielleicht aber auch zu irgend einem in weiteren Kreisen wenig bekannten Orden gehörte. In anmuthigem Lockengekräusel fiel das dichte, schwarze Haupthaar weit über seine Stirn herab, und ein wahrhaft imposanter Viktor Emanuel-Schnurrbart gab dem dunkel getönten Antlitz mit der Adlernase und den jugendlich glänzenden Augen etwas Kühnes und Martialisches, das mit der Geckenhaftigkeit des Anzuges und mit den künstlich gebrannten Locken sehr wenig harmoniren wollte.

Das war Herr Inigo d'Avolos Marchese del Vasto, der Vater der jungen Frau und zugleich ihr einziger Anverwandte an dieser Hochzeitstafel.

An der linken Seite des Herrn Marchese hatte ein junger, schlanker Husarenoffizier Platz genommen, eine geschmeidige und doch kraftvolle Männergestalt von etwa sechsundzwanzig Jahren, mit wettergebräuntem Gesicht lang ausgezogenem Schnurrbart und kleinen, scharfen, grauen Augen, die sich in jeden Gegenstand förmlich einbohrten, welchen sie einmal

erfaßt hatten. Er wäre ein ausnehmend hübscher Mann gewesen ohne diesen Blick und ohne den sarkastischen Zug, der fast immer, wenn er die Lippen zum Sprechen öffnete, an seinen Mundwinkeln erschien.

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Marchese, und auf das Blühen und Gedeihen des Hauses del Vasto!“

Mit diesem freundlichen Wunsch war der Husar soeben mitten in die eifrige Unterhaltung hereingefahren, welche der Italiener mit seiner blonden Nachbarin führte, und der Andere beeilte sich, sein Glas mit demjenigen des Offiziers zusammenklingen zu lassen.

„Vielen Dank, Herr Graf!“ sagte er, die deutsche Sprache ersichtlich mit einiger Schwierigkeit handhabend. „Aber das Geschlecht der d'Avolos hat ausgeblüht. Es wird mit mir zu Grabe gehen.“

Er strich mit der frauenhaft zierlichen Hand über den Schnurrbart und schaute, nachdem er sein Sektglas geleert hatte, ein paar Sekunden lang mit einem leichten Ausflug von Schwermuth vor sich hin.

„Seit mein Sohn nach Kreta ging, um dort zu — zu — wie sagt man doch — zu verschellen, bin ich der letzte del Vasto! Es ist eine Grausamkeit des Schicksals, welche mir versagt hat, einen ruhmvollen Namen der italienischen Geschichte auf der Nachwelt zu vererben.“

„Auf die Nachwelt, Herr Marchese!" warf die brillantengeschmückte Blondine an seine Seite leise kichernd ein und Inigo d'Avolos quittirte über die empfangene Belehrung mit einer würdevoll vornehmen Verbeugung.

„Sehr bedauerlich — in der That!" meinte der Husarenlieutenant höflich. „Aber ich hoffe, es wird Ihnen einen kleinen Trost gewähren, daß dereinst ihre Enkelchen einen kaum minder ruhmvollen deutschen Namen tragen werden."

„Sie wollen sagen, Herr Graf, daß mein Enkel ein Prinzipe sein wird — ein Fürst —"

„Gewiß — ein Fürst'" Der sarkastische Zug an den Mundwinkeln des jungen Offiziers trat für einen Moment noch schärfer hervor. „Es gibt sicherlich Viele, die sich solche Metamorphose sehr gern gefallen ließen."

„Ich kenne nicht genug die deutsche Geschichte, um zu wissen, von wann die Hohenstein ihren Ruhm datiren. Aber ich versichere Sie, Herr Graf, daß ein del Vasto —"

Am anderen Ende des Tisches schlug Jemand an sein Glas, und als ein Mann von guten Sitten verzichtete der Marchese sofort zu Gunsten des Redners auf die Vollendung des begonnenen Satzes. Aber

seine Höflichkeit belohnte sich auf der Stelle, denn der große, breitschulterige Offizier, welcher sich da, eine wahre Hünengestalt, am Tischende erhoben hatte, wandte sein blondbärtiges, von Gesundheit, Wein und Fröhlichkeit geröthetes Antlitz keinem Anderem als dem Herrn Marchese zu.

„Meine Damen und Herren!“ begann er, sein Glas erhebend, mit einer schallenden Kommandostimme. „Sie Alle wissen oder werden es innerhalb der nächsten zwei Minuten erfahren, daß ich kein Redner bin. Selbst meine Feinde werden mir nicht nachsagen können, daß ich jemals anders als im Fall der äußersten Noth einen Toast ausgebracht hätte. Ein solcher Nothfall aber scheint mir in diesem Augenblick wirklich vorhanden, denn unser glorreiches Fest ist seinem Ende näher als seinem Beginn, und doch haben wir bisher noch nicht auf die Gesundheit eines Mann getrunken, der bei Weitem die wichtigste Persönlichkeit in unserer Tafelrunde ist. Ohne das Vorhandensein des Herrn Marchese wären wir ja niemals in die Lage gekommen der Vermählung seiner holdseligen Tochter beizuwohnen, und schon aus diesem Grunde hat der Schwiegerpapa unseres verehrten Freundes Hohenstein wohlbegründeten Anspruch auf unseren ganz besonderen Dank. Ich bitte Sie deshalb, meine Damen und Herren, mit mir

die Gesundheit des ausgezeichneten Mannes zu trinken von dessen zahlreichen und hohen Verdiensten ich hier nur dasjenige hervorgehoben habe, welches uns am schönsten und bestechendsten in die Augen fällt. Ich weiß wohl, daß der Herr Marchese sowohl als Dichter wie als Staatsmann eine sehr bedeutende Vergangenheit hat, aber da ich ein Demosthenes sein müßte, um ihm durch meinen harmlosen Trinkspruch auch nach diesen Richtungen hin gerecht zu werden, begnüge ich mich damit, auszurufen: Der Herr Marchese Inigo d'Avolos del Vasto, der beneidenswerthe Vater der schönsten und liebenswürdigsten aller jungen Frauen, er lebe hoch — und abermals hoch — und zum driten Male hoch!"

Die schäumenden Gläser klirrten aneinander, und mit heiteren Mienen stimmten die Gäste in die Hochrufe ein. Der Gefeierte sah sehr stolz aus, und allein über das Antlitz der neuvermählten Gräfin war es bei den vielleicht allzu zwanglosen Wendungen des Redners wie ein Schatten des Unmuths geflogen. Sie stieß wohl mit ihrem Gatten, der sich ritterlich zu ihr herüberneigte, an, aber sie setzte ihr Kelchglas nieder, nachdem sie flüchtig daran genippt hatte und beantwortete eine flüsternde Bemerkung des Grafen durch ein sehr energisches Kopfschütteln.

Als sich nun vollends der Herr Marchese mit weit zurückgeworfenem Haupte erhob in der unverkennbaren Absicht, auf der Stelle seinen Dank für die ihm zu Theil gewordene Ehre abzutragen, da machte Rafaella eine ungeduldige rasche Bewegung und warf ihrem Vater einen merkwürdig strengen, gebieterischen Blick zu, der ihn sicherlich abhalten sollte, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Aber Inigo d' Avolos nahm diesen mahnenden Blick nicht wahr, und unter tiefem, erwartungsvollen Schweigen der Gesellschaft sagte er, oftmals mühsam nach Worten suchend, in seinem ungelenken und unbeholfenen Deutsch:

„Wenn man ist Eigenthümer von einem der ruhmvollsten Namen der italienischen Geschichte und wenn man steht seit drei Decennien mitten in die Oeffentlichkeit, so kann man nicht evitiren, oftmals zu sein das Objekt von Huldigungen verschiedener Art. Die Modestie verbietet mir, zu sprechen von die Briefe und Lorbeergewinde, welche mir unzählige Male sandten junge Damen als glühende Verehrerinnen von meine Gedichte — und ebenso wenig will reden von die Ovationen, welche mir darbrachten meine Wähler, als sie mich trugen auf ihre Schultern durch die Straßen. Aber es wird nicht genommen werden als Arroganz, wenn ich mir erlaube, hinzu-

weisen auf meine Ahnen, und wenn ich Sie erinnere an jenen glorreichen Vorfahrer von meinem Hause, welchem geworden ist die unvergängliche Ehre, besungen zu sein, von keinem Geringeren als dem unsterblichen Ariosto. Seit Jahrhunderte noch kein del Vasto ist unberühmt gestorben, und wenn ich auch aus natürliche Bescheidenheit nicht will reden von mir selber und von meinen geringen Erfolgen als Schriftsteller und Politiker, davon man vor zwanzig Jahre freilich hat gemacht viel Aufhebens in meinem dankbaren Vaterland, so darf ich doch reden von dem Ruhm, welchen aufs Neue gebracht hat meine geliebte Tochter Raffaella über den unsterblichen Namen. Einer von meine Freunde unter die deutsche Schriftsteller hat sie genannt eine neue Catalani, und ein anderes Mal hat er gesagt, daß Adelina Patti selbst in den Tagen von ihrem höchsten Glanz niemals hat gehabt einen solchen Timbre der Stimme und solche Leidenschaft des dramatischen Accent. Sie wäre geworden ohne Zweifel der erste Stern am Himmel der modernen Singekunst, wie es sie hundertmal haben versichert die Herren von der Presse und die Enthusiasten, welche sie täglich haben überschüttet mit Gedichte und Blumen. Aber sie ist gewesen eine echte del Vasto auch darin, daß sie freudig hat hingeworfen Lorbeer und Ruhm

für eine starke Liebe. Sie hat verzichtet, eine Marchesa d'Avolos del Vasto und eine neue Catalani zu heißen um zu werden eine einfache Gräfin Hohenstein, und ich habe nicht gehabt den Muth, sie daran zu hindern, weil ich genugsam habe erfahren die Macht der Liebe an meinem eigenen Leib, und weil ich hoffe, daß ihr Gatte sie wird machen so glücklich, als sie es wegen ihr hochherziges Opfer verdient. Sie wissen, meine Damen und Herren, daß mein einziger Sohn ist verschellt — pardon, verschollen — auf Kreta, wohin er war gegangen, um zu vertheidigen die alten Ansprüche der del Vasto auf ein beträchtliches Besitzthum, und Sie werden verstehen, daß ich darum nicht ohne Wehmuth meine Unterschrift gesetzt habe heute Vormittag unter das Heirathsprotokoll, durch welches nun auch meine einzige Tochter für immer hat verzichtet auf ihren ruhmreichen Mädchennamen. Aber meine Wehmuth ist geschwunden in diesem edlen Kreis von ausgezeichnete Damen und Herren, und das Lebehoch, das soeben hat ausgebracht der Herr Rittmeister von Seldeneck auf meiner unbedeutenden Person, hat mir gerührt und meinem Herzen eine große Freude bereitet. Ich sage dafür an Sie Alle meinen innigsten Dank, und ich erhebe mein Glas, zu trinken auf die Gesundheit der berühmten Künstler=

innen, welche wir haben die Ehre, zu sehen in die Mitte von uns. Wie sie gewesen sind bis zu diesen Tag liebenswürdige Kolleginnen von meine Raffaella, so haben sie auch nicht verschmäht, zu verschönen das heutige Fest durch ihre Anwesenheit, und ich hoffe, daß sie auch fernerhin meiner Tochter bewahren werden ihre unschätzbare Freundschaft. Meine Damen und Herren, ich trinke auf die heilige Kunst und auf ihre schöne Priesterinnen in unserer Mitte!"

Die lange Rede des Marchese war für die weitaus größte Zahl der Zuhörer unverkennbar eine Quelle höchster Belustigung gewesen, denn die Meisten von ihnen legten sich recht wenig Zwang auf, ihre durch Form und Inhalt jenes Trinkspruches hervorgerufene Heiterkeit zu verbergen. Namentlich der riesenhafte Rittmeister v. Seldeneck war vom halbunterdrückten Lachen blauroth im Gesicht, und von Zeit zu Zeit erschütterte es seine mächtige Gestalt in fast besorgnißerregender Weise. Der schlanke Husar an der Seite des Marchese trug seine gute Laune zwar nicht in einer ähnlich taktlosen Weise zur Schau, aber die kaum zu bändigende Fröhlichkeit des reckenhaften Rittmeisters erschien doch ungleich harmloser, als das kleine sarkastische Lächeln, das sich halb unter dem langen blonden Schnurrbart versteckte. Er war der Erste, welcher mit dem von Stolz

und Selbstzufriedenheit strahlenden Redner anstieß und der Einzige, der ihn mit vollendeter Höflichkeit zu seiner glänzenden rhetorischen Leistung beglückwünschte.

Daß die dunklen Augen der schönen Raffella dabei mit einem zornigen, bösen Blick auf ihm ruhten, mußte ihm wohl ganz entgangen sein, denn in der nächsten Sekunde wandte er sich durchaus unbefangen an die beiden Neuvermählten, um seinen Champagnerkelch auch mit ihren Spitzgläsern zusammenklingen zu lassen.

„Dein Schwiegerpapa ist in der That ein rednerisches Genie, mein lieber Adelhard,“ sagte er sehr verbindlich. „Selbst die kleinen liebenswürdigen Schwächen seiner Ausdrucksweise sind nur dazu angethan, die Wirkung seiner Improvisationen zu erhöhen.“

Graf Adelhard lächelte; aber ein gezwungenes und verlegenes Lächeln. Eine Antwort zu geben blieb ihm indessen erspart, denn Raffaella sagte statt seiner mit merklicher Schärfe in ihrer schönen, etwas dunkel gefärbten Stimme: „Was Ihnen an meines Vaters Aeußerungen so wohl gefällt, Wenzel, ist vielleicht nur ihre Aufrichtigkeit. Man hat den gleichen Eindruck eben leider nicht bei Jedem, der uns scheinbar freundschaftlich begegnet.“

Der Husar verbeugte sich artig und nichts in seinen Mienen verrieth, daß er die letzte Bemerkung der jungen Frau etwa als eine auf ihn selbst gemünzte Anzüglichkeit aufgefaßt habe. In diesem Augenblick überreichte einer der Kellner dem Grafen Adelhard ein Telegramm, und der Empfänger war sichtlich froh, dadurch auf ungezwungene Art einen anderen Gegenstand der Unterhaltung zu gewinnen.

„Vermuthlich ein Glückwunsch, mein Lieb," sagte er, das Papier entfaltend, mit einem zärtlichen Blick auf Raffaella. „Laß doch sehen, wem von unseren Freunden es gelungen ist, hinter das sorglich gehütete Geheimniß zu kommen!"

Er las und knitterte im nächsten Augenblick die Depesche zusammen. In seinem Gesicht zuckte es nervös, und für einen Moment hatte er trotz all' seiner weltmännischen Sicherheit unverkennbar die Fassung vollständig verloren.

„Nun?" fragte Graf Wenzel mit überzeugender Arglosigkeit des Ausdrucks über den Tisch hinüber. „Darf man nicht erfahren, wer der Absender dieses Glückwunsches ist?"

„Ach — es ist nichts — etwas Belangloses — Geschäftliches —" erwiederte der Gefragte verlegen, indem er zugleich Miene machte, das Blatt zu zerreißen. Raf-

faella aber, die vorhin über seine Schulter geblickt hatte, nahm ihm, ohne daß sich dabei eine Linie in ihrem schönen Gesicht verändert hätte, das Telegramm aus der Hand und reichte es dem Husaren.

„Warum sollten wir Ihnen den Wortlaut der Gratulation vorenthalten, welche Seine Durchlaucht, Ihr Herr Oheim, für uns hat? Vielleicht können Sie uns sogar rathen helfen, wem Fürst Hohenstein die vorzeitige Kenntniß des Ereignisses verdanken mag."

Auf dem zerknitterten Papier, das Graf Wenzel wieder auseinander faltete, war in den lapidaren Blaustiftzügen irgend eines Telegraphenbeamten zu lesen:

„Erhalte soeben Nachricht von Deinem wahnwitzigen Heirathsplan, und befehle Dir als Oberhaupt der Familie, von der Ausführung wenigstens solange abzustehen, bis Du meinen Brief erhalten hast. Hoffe, daß Du Dich zur rechten Zeit der Folgen erinnern wirst, welche ein so unsinniger Schritt für Deine Zukunft haben müßte.

Fürst Hohenstein."

Graf Wenzel wiegte mit einer Miene aufrichtigen Bedauerns das Haupt.

„Eine sehr ärgerliche Ueberraschung — wahrhaftig!" sagte er, sich ein wenig über den Tisch nei-

gend, mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Daß Onkel Chlodwig die Neuigkeit von anderer Seite erfahren hat, als durch Dich, wird Dir die Aufgabe, ihn mit der vollendeten Thatsache auszusöhnen, allerdings einigermaßen erschweren.“

Graf Adelhard blickte mit leicht zusammengezogenen Brauen vor sich nieder. „Sprechen wir nicht weiter davon!“ gab er kurz zurück. „Ich bin zum Glück nach keiner Richtung hin an die Zustimmung des Fürsten gebunden. — Aber was bedeutet denn das da? Was will dieser sonderbare Mensch hier in unserer Gesellschaft?“

Die Frage galt der Erscheinung eines Ankömmlings, der in der That seinem Aeußeren nach kaum zu den Geladenen zählen konnte. Hatte er es doch nicht einmal für nothwendig gehalten, den großen grauen Kragenmantel abzulegen, der seine hochgewachsene Gestalt verhüllte, und trug sein jugendlich schönes, nach Schauspielerart glatt rasirtes Gesicht doch einen nichts weniger als festlichen und fröhlichen Ausdruck.

Einer der Kellner war ihm in der Thür mit einer Frage entgegen getreten, aber der Fremde hatte

ihn einfach bei Seite geschoben und war weiter gegangen. Als Graf Adelhard seiner ansichtig wurde, stand er ihm bereits in einer Entfernung von kaum drei Schritten gegenüber, und seine tiefliegenden, dunkel umschatteten Augen waren fast unheimlich stier auf die schöne junge Gräfin Hohenstein gerichtet.

Durch den unwilligen Ausruf ihres Gatten aufmerksam gemacht, sah Raffaella empor. Mit einem halb erstickten Aufschrei erfaßte sie in einer unwillkürlichen Bewegung des Schreckens den Arm des Grafen, und das Entsetzen stand ihr so deutlich auf dem Gesicht geschrieben, daß nun auch Graf Wenzel auf seinem Stuhl hastig nach dem hinter ihm stehenden Urheber ihrer Bestürzung herumfuhr.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ rief er ihm scharf und schneidend entgegen. Doch er erhielt keine Antwort, sondern der seltsame Unbekannte that an ihm vorbei noch einen Schritt weiter, so daß er hart an der blumengeschmückten Hochzeitstafel und den Neuvermählten gerade gegenüber stand. Den linken Arm auf den Tisch stützend, beugte er sich weit gegen die junge Gräfin vor. Doch seine rechte Hand blieb in der Seitentasche des weiten Kragenmantels verborgen.

„Du hast mich nicht erwartet — wie?“ Und ich bin Dir kein erwünschter Gast bei Deiner Vermählungsfeier? Aber ich habe die weite Reise nicht gescheut, um zu Deinem Feste zu kommen, und wenn Du keinen Willkommensgruß für mich hast trotz all' der heißen Liebe, die Du mir tausendmal geschworen, so habe ich doch eine Hochzeitsüberraschung für Dich, eine —“

Hastig, mit fliegendem Athem und mit einer Stimme, welche heiser und tonlos war vor wild leidenschaftlicher Erregung, hatte er die einzelnen Worte und Sätze hervorgestoßen. Alle, die an der Tafel saßen, hatten sie vernommen, und die maßlose Ueberraschung schien vollständig lähmend auf die ganze Gesellschaft eingewirkt zu haben. Nun aber, da er plötzlich die rechte Hand mit einem kleinen blinkenden Gegenstand aus der Tasche zog, um sie mit einer Bewegung, die gegen Raffaella gerichtet schien, zu erheben, packte Graf Wenzel Hohenstein mit eisernem Griff gleichzeitig seinen Hals und seinen Arm. Doch wie geschickt und energisch er auch zugegriffen, er hatte doch nicht mehr verhindern können, daß der Finger des Fremden den Abzug des Revolvers berührte, und daß der scharfe Knall eines Schusses den bisher nur von

Gläserklang und fröhlichem Lachen erfüllt gewesenen Salon durchtönte.

Klirrend stürzte eine große Vase in Scherben von der Wandkonsole herab, auf welcher sie gestanden hatte, und Gräfin Raffaella glitt mit einem gellenden Aufschrei bewußtlos von ihrem Stuhl zu Boden.

Zweites Kapitel.

Eine unbeschreibliche Aufregung und Verwirrung folgte diesen blitzschnell vorübergehenden Ereignissen. Die Damen flüchteten schreiend in eine Ecke des Salons, wo sie sich zitternd zusammendrängten. Stühle wurden krachend umgeworfen, Teller, Gläser und Messer fielen klappernd zu Boden; denn der hünenhafte Rittmeister v. Seldeneck hatte einen Zipfel des Tischtuches mit sich gerissen, während er gleich einem gereizten Bären auf den Fremden losstürzte. Für ein paar Augenblicke gab es einen dichten Knäuel inmitten des Salons und ein wildes Durcheinander von drohenden und zornigen Stimmen. Aber die Herren, welche sich auf den unseligen Störer der sorglosen Festesfreude geworfen hatten, mußten bald erkennen, daß es ihrer tapferen Einmischung kaum noch bedurfte. Der Unbekannte hatte nicht erst einen hoffnungslosen Versuch gemacht, der Uebermacht irgend welchen Widerstand entgegen zu setzen. Er ließ sich von dem Grafen

Wenzel Hohenstein den Revolver entwinden, und todtenbleich, mit fest zusammengepreßten, blutlosen Lippen ließ er es geschehen, daß der Rittmeister ihm mit einer zum Strick zusammengedrehten Serviette die Hände auf dem Rücken fesselte.

Auf die ungestümen Fragen aber, die von verschiedenen der Herren an ihn gerichtet wurden, gab er keine Antwort. Seine tiefen, brennenden Augen waren unverwandt auf die ohnmächtige Raffaella gerichtet, neben welcher ihr Gatte auf dem Teppich kniete, unablässig bemüht, ihr Stirn und Schläfen mit kleinen Eisstückchen aus einem Champagnerkühler zu netzen. Es hatte von den Anderen bisher noch Niemand Zeit gefunden, sich um die junge Gräfin zu kümmern, und der Erste, welcher nun dem Grafen Adelhard Beistand leistete, war der Marchese Inigo d'Avolos del Vasto. Er hatte vorhin unter den unmittelbaren Eindruck des schrecklichen Ereignisses viel weniger Tapferkeit und Geistesgegenwart an den Tag gelegt, als es bei seinem martialischen Aussehen zu erwarten gewesen wäre. In unmittelbarer Nähe der Ausgangsthür hatte er hinter den Rücken der erschrockenen Kellner Deckung gesucht, bis er sich überzeugt halten konnte, daß von dem waffenlosen und gefesselten Attentäter nichts mehr zu fürchten sei. Mit dem beredten Geberdenspiel eines auf's

Höchste besorgten Vaters eilte er nun seiner bewußtlosen Tochter zu Hilfe.

„Ist sie verwundet? Ist sie todt?“ rief er in einem Tone, der auf keiner Bühne seine erschütternde Wirkung verfehlt haben würde. „O, mein geliebtes Kind — habe ich Dir nicht gesagt tausendmal, daß Du würdest haben Unglück mit diesem Komödianten!“

Graf Adelhard blickte auf. Eine tiefe, drohende Falte war plötzlich zwischen seinen Augenbrauen. „Helfen Sie mir, Raffaella in eines der Nebenzimmer zu bringen,“ sagte er kurz und bestimmt. Vielleicht werden die Damen sich inzwischen genugsam von ihrem Schrecken erholt haben, um ihr ein wenig Beistand zu leisten.“

Im Verein mit Inigo d'Avolos trug er die noch immer Ohnmächtige in einen anstoßenden Raum, und hier stellten sich denn auch einige Minuten später zwei von den schöngeputzten Damen ein, um — wenn auch noch immer an allen Gliedern zitternd — etwas verspätet ihre Samariterpflicht zu erfüllen.

Die üppige Blondine, welche vorhin an der Seite des Marchese gesessen, schien sich sogar recht gut auf diese Dinge zu verstehen, denn nachdem sie rasch einige beengende Kleidungsstücke am Körper Raffaella's gelockert hatte, wandte sie sich an den jungen Gatten:

„Sie dürfen unbesorgt sein, Herr Graf, es hat nichts zu bedeuten. Wenn Sie uns Ihre Frau Gemahlin überlassen wollen, werden wir sie Ihnen sehr bald heil und gesund wieder zuführen."

Graf Adelhard neigte dankend das Haupt, und indem er seine Hand auf den Arm des Marchese legte, zog er denselben bei Seite.

„Sie kennen den Menschen?" fragte er, ihm scharf in's Gesicht sehend. „Wer ist es und in welchen Beziehungen hat er zu Ihrer Tochter gestanden?"

Inigo d'Avolos bereute das unvorsichtige Wort, das ihm vorhin entschlüpft war, offenbar nicht wenig. „Wer es ist? Mein Gott — ein Schauspieler ist es — ein Komödiant — ein Mensch, der gewesen ist ein Narr, ein —"

„Seinen Namen wünschte ich zu erfahren," fiel der Graf ungeduldig ein, „seinen Namen und sein Verhältniß zu Raffaella."

Der Marchese gab sich den Anschein, als ob er nachdächte. „Seinen Namen — ja, warten Sie — ah, ganz recht: Wismar heißt er — Paul Wismar! Und sein Verhältniß zu Raffaella? Ja, ich weiß nicht was Sie meinen unter ein Verhältniß. Er ist gewesen ein ehemaliger Kollege von meiner Tochter, und sie hat ihn behandelt mitleidig und freundlich, wie sie

immer ist gewesen mitleidig und freundlich gegen Jedermann."

„Und es haben niemals engere Beziehungen zwischen ihnen bestanden? — Die Worte, mit denen dieser Mensch Raffaella vorhin anzureden wagte, könnten denn doch darauf schließen lassen."

„Aber ich sagte Ihnen doch, daß er verrückt ist, vollständig verrückt. Soll meine Tochter verantwortlich sein für das, was ein Wahnsinniger redet? Oder glauben Sie im Ernst, Herr Schwiegersohn, daß eine del Vasto sich jemals könnte wegwerfen an einen Komödianten?"

„Ich glaube wenigstens, daß sie es mir nicht verschwiegen haben würde an dem Tage, da ich ihr meine Hand und meinen Namen antrug. — Doch genug jetzt davon! Ich will doch sehen, ob man bereits nach einem Arzte geschickt hat."

Er kehrte in den rothen Salon zurück, in welchem die Situation noch ziemlich unverändert schien. Graf Wenzel Hohenstein kam ihm entgegen und erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden der jungen Frau.

„Die Fehringer sagt, daß es nichts zu bedeuten habe," erwiederte Graf Adelhard, der sich offenbar in peinlichster Verlegenheit befand und es geflissentlich

vermied, den Husaren anzusehen. „Ihr habt doch hoffentlich Jemanden nach einem Arzte geschickt?"

„Gewiß, es sind nicht weniger als drei Kellner nach Aerzten unterwegs. Einer wird doch wohl schon in den nächsten Minuten eintreffen."

„Und — das Subjekt dort? — Ist noch etwas aus ihm herauszubringen gewesen?"

„Kein Wort! Der Mensch hüllt sich in ein undurchdringliches Schweigen. Aber man wird ihn schon noch zum Reden bringen, wie ich denke."

„Augenscheinlich also ein Verrückter! Da er kein Unheil angerichtet hat, wäre es zur Vermeidung alles unnöthigen Aufsehens vielleicht am besten, wenn man ihn einfach laufen ließe."

„Freilich! Aber wie die Dinge einmal liegen, ist es leider unmöglich. Das unglückliche Ereigniß hat zu viele Zeugen gehabt. Unsere Freunde könnten wir wohl zum Schweigen verpflichten; aber diese Damen vom Theater — und dann die Kellner — es geht eben nicht, und mir blieb unter diesen Verhältnissen nichts Anderes übrig, als nach der Polizei zu schicken, wie schwer ich mich auch um Deinetwillen dazu entschließen konnte."

Graf Adelhard grub die Zähne in die Unterlippe, und ein paar rothe Flecken erschienen auf seinem

blassen Gesicht. Ohne dem Husaren eine Antwort zu geben, wandte er sich ab und trat zu der Gruppe, die den Schauspieler umgab. Der dicke Rittmeister v. Seldeneck hielt es für nöthig, seinem theilnehmenden Bedauern über den ärgerlichen Zwischenfall Ausdruck zu geben.

„Der Halunke ist offenbar verrückt,“ meinte er, „denn was er da vorhin geschwatzt, ist ja natürlich Unsinn. Kein Mensch hat es für etwas Anders genommen. Ein Glück nur, daß unsere verehrte Gräfin unversehrt geblieben ist und daß blos dieser Scherben von einer alten Vase hat daran glauben müssen. — Aber Sie werden möglicherweise nun verhindert sein, heute Abend Ihre Hochzeitsreise anzutreten. - Diese langweilige Polizei macht mit derartigen Angelegenheiten so viele Umstände.“

„Ich bin nicht gesonnen, mich von der Polizei irgendwie in meinen Entschließungen behindern zu lassen,“ unterbrach ihn Graf Adelhard kühl. „Nur durch das Befinden meiner Frau wird der Zeitpunkt unserer Abreise bestimmt werden.“

In der Thür des Salons, in welcher sich noch immer die Kellner und einige andere Bedienstete des Restaurants zu einem kleinen Haufen zusammendrängten, gab es in diesem Augenblick eine Bewegung

und die Helmspitzen zweier Schutzleute wurden über den Köpfen der Anderen sichtbar.

„Du siehst, daß es zu spät gewesen wäre," flüsterte der Husar dem jungen Ehemanne zu. „Aber ich werde dafür sorgen, daß wenigstens Alles vermieden werde, was den Skandal jetzt noch vergrößern könnte."

Er ging den Polizisten entgegen und verständigte sie mit einigen raschen Worten über die Sachlage. Schweigend und widerstandslos, wie er bisher Alles hatte über sich ergehen lassen, duldete der Schauspieler auch, daß die Schutzleute ihn rechts und links an den Armen ergriffen, um ihn hinweg zu führen. Einer der Beamten wandte sich an die anwesenden Herren mit der Bitte, daß Einige von ihnen sie nach der Polizeiwache begleiten möchten, wo ja sofort ein Protokoll über den Vorfall aufgenommen werden müsse. Ein etwas unbehagliches Schweigen folgte dieser Aufforderung, denn die Aussicht, das lustige Hochzeitsmahl mit einem Besuch auf dem Polizeibureau abzuschließen, erschien sichtlich keinem der Anwesenden sonderlich verlockend. Als aber Graf Wenzel Hohenstein erklärt hatte, daß er zur Zeugenschaft bereit sei, rief auch der Rittmeister v. Seldeneck: „Na, denn man 'rin in die Bude! Einer muß sich ja schließlich doch zum Opfer bringen."

Die Schutzleute schickten sich an, mit ihrem Gefangenen den Saal zu verlassen; aber sie hatten den Ausgang noch nicht erreicht, als ein angstvoller Zuruf von der Thür des Nebenzimmers her sie veranlaßte, stehen zu bleiben.

Raffaella war es, die dort auf der Schwelle stand, todtenbleich zwar, doch sonst anscheinend ganz von ihrem Unwohlsein hergestellt. Mit einem einzigen Blick hatte sie die Sachlage begriffen; und nun erfaßte sie in ungestümer Bewegung den Arm des Gatten, der ihr um einige Schritte entgegengegangen war.

„Was bedeutet das?" fragte in einem Tone, aus welchem trotz aller Selbstbeherrschung doch noch deutlich genug ihre Herzensangst hervorklang. „Man will ihn doch nicht etwa verhaften?"

„Gewiß, Raffaella!" sagte der Graf, indem er seiner von Haus aus schwachen Stimme einen festen und imponierenden Ausdruck zu geben suchte. „Glaubst Du, daß ich den Elenden unbestraft lassen könnte, der Dir nach dem Leben getrachtet hat?"

Er hatte sie dabei durchdringend angesehen, als ob er in ihren Mienen die Lösung des unerfreulichen Räthsels zu finden hoffte, welches ihm da an seinem Hochzeitstage aufgegeben worden war. Ohne zu ihm

aufzuschauen, hatte Raffella diesen Blick empfunden, und ihr Antlitz war wieder zu marmorner Kälte erstarrt.

„Es ist sehr thöricht, so viel Aufhebens von einer zerschossenen Vase zu machen," sagte sie mit ganz verändertem Ausdruck. „Aber wenn es Dir so beliebt, muß ich mich natürlich bescheiden."

„Lassen Sie uns endlich gehen!" rannte Graf Wenzel den Schutzleuten zu. „Die Droschken, die wir natürlich benutzen werden, finden wir unten vor der Thür."

Die Beamten gehorchten seiner Weisung, und von den Zurückbleibenden machte Keiner mehr einen Versuch, sie zu längerem Zaudern zu bestimmen. —

Fünf Minuten später rollten unten die Wagen vor, in denen auch die übrigen Theilnehmer des auf so dramatische Weise vorzeitig beendeten Hochzeitmahles sich entfernten. Natürlich fand sich für jede der Damen ein Kavalier, der sie auf dem Heimwege begleitete, und der üppigen Blondine, die vorhin seine Nachbarin gewesen war, reichte der Marchese ritterlich den Arm. Vorher allerdings hatte er sich mit einem zärtlichen Kuß auf die Stirn von seiner Tochter verabschiedet, indem er in italienischer Sprache sagte: „Du thätest vielleicht besser, mein Liebling, heute noch nicht zu reisen. Wenn es aber Dein unabänderlicher Wille ist,

so werde ich mich natürlich rechtzeitig auf dem Bahnhofe einfinden, um Dir für Deine Fahrt in ein neues Leben meinen väterlichen Segen zu geben."

Die Letzten, welche das Restaurant „Zu den vier Jahreszeiten" verließen, waren Graf Adelhard Hohenstein und seine junge Gemahlin.

Es lag etwas wie Ekel und Verachtung in dem Blick, mit welchem der Graf noch einmal die Tafel mit den welkenden Blumen, den umgestürzten Champagnergläsern und dem halb heruntergerissenen Tischtuche überflog. Mit einer unverkennbar zornigen Bewegung schleuderte er ein Stück der zerschossenen Vase, das ihm im Wege lag, mit dem Fuße bei Seite; aber seine Stimme klang doch vornehm ruhig, da er zu dem in tiefer Verbeugung dastehenden Oberkellner sagte:

„Sie lassen mir das Ding da natürlich mit auf die Rechnung setzen, die Ihnen morgen bei meinem Bankier bezahlt werden wird."

Drittes Kapitel.

Mit einem prächtigen Strauß von Theerosen und Veilchen erschien fünf Minuten vor Abgang des Frankfurter Nachtschnellzuges Graf Wenzel Hohenstein auf dem Bahnhof. Vor der offenen Thür einer Abtheilung erster Klasse stand im Reisemantel sein Vetter Adelhard, dessen Blick suchend und mit allen Anzeichen der Ungeduld über das bunte Menschengewühl hinschweifte.

„So habe ich mich also dennoch verspätet!" rief der Husar mit höflichem Bedauern. „Aber ich hätte mir freilich wohl denken können, daß ihr es eilig haben würdet, eure Flucht in das vielgepriesene Land der Glücklichen anzutreten."

Er schüttelte seinem Verwandten die Hand und reichte dann mit artiger Verbeugung seinen Strauß in den Wagen.

„Gestatten Sie mir, liebe Base, Ihnen diese bescheidenen Kinder Flora's als Reisegesellschaft aufzu-

drängen. Ich werde glücklich sein, wenn Sie wenigstens so lange, bis sie verwelkt sein werden, meiner in freundlichem Wohlwollen gedenken."

Raffaella, die trotz ihrer Blässe in dem geschmackvollen Reiseanzuge entzückend aussah, neigte leicht das schöne Haupt. „Ich danke Ihnen, Graf Wenzel," sagte sie, „und Sie dürfen sicher sein, daß ich mich Ihrer auch in der Ferne erinnern werde. Sie selbst haben ja nach mehr als einer Richtung hin dafür gesorgt."

Es schien, als ob der Husar Willens sei, eine Frage an sie zu richten, doch Graf Adelhard hinderte ihn daran, indem er ihn ein paar Schritte von der Wagenthür hinwegzog.

„Was ist aus dem Komödianten geworden?" fragte er hastig. „Hat man ihn entlassen?"

„Wenn es überhaupt eine Möglichkeit dazu gegeben hätte, so wäre sie durch sein eigenes Benehmen vereitelt worden," lautete Graf Wenzels bedauernde Antwort. „Er verweigert rundweg jede Auskunft, und wenn er noch weiter dabei beharrt, so ist es ziemlich sicher, daß er wegen versuchten Mordes vor die Geschworenen kommt — es sei denn, wir hätten es wirklich mit einem Verrückten zu thun."

Der Andere preßte die Lippen zusammen; aber er vermied es auch jetzt, seinem Unmuth einen lauten Ausdruck zu geben. Ein tiefer Athemzug nur hob seine Brust, als er sich dem Marchese zuwandte, der eben mühsam durch das Gedränge hastete.

Der Italiener sah sehr erhitzt aus, und als er endlich den rechten Wagen gefunden hatte, trocknete er sich keuchend mit dem seidenen Taschentuche die Stirn.

„Welch ein Glück, daß ich noch gekommen bin zu rechter Zeit! Es ist so interessant zu plaudern mit diese geistreiche Künstlerinnen, daß man darüber zuletzt das Wichtigste vergißt. — Denken Sie nur, lieber Schwiegersohn, diese kleine Signorina Fehringer will sich bei mir vervollkommen in der italienischen Sprache. Eine sehr verlockende Aussicht für mich — nicht wahr?“

Er lachte mit der heiteren Unbefangenheit eines Kindes, so daß all' seine schönen weißen Zähne unter dem gewaltigen Schnurrbart sichtbar wurden. Der Gefragte aber verzog keine Miene, sondern erwiederte, indem er sich nahe an das Ohr des Marchese neigte, leise: „Sie werden der Bedingungen unseres Abkommens eingedenk bleiben, wie ich hoffe. Ich maße mir nicht an, Ihnen irgend welche Vorschriften in Bezug auf Ihre Lebensführung zu machen; darauf

aber, daß Sie Ihre Thätigkeit als Sprachlehrer aufgeben, muß ich unbedingt bestehen."

„Habe ich Ihnen denn nicht schon verpfändet mein Ehrenwort?" fragte der Italiener etwas gekränkt zurück. „Man braucht einen del Vasto nicht zu erinnern an das, was er einmal versprochen hat, Herr Schwiegersohn. Wenn ich an die kleine Fehringer geben werde eine Lektion, so werde ich es selbstverständlich thun ganz umsonst und zu meinem Privatvergnügen. Am Ende muß ich mir doch auch verschaffen irgend einen Zeitvertreib, wennn ich keine Schüler mehr habe."

Das zweite Glockenzeichen wurde gegeben, und während Graf Adelhard dem Husarenlieutenant hastig noch einige rasche Worte, vielleicht eine Bitte oder einen Auftrag, zuflüsterte, nahm Inigo d'Avolos gerührten und wortreichen Abschied von seinem Kinde. Er beklagte sie wegen ihrer Blässe und ihres angegriffenen Aussehens: aber seine Besorgniß hinderte ihn nicht, ihr tausend pathetische Grüße aufzutragen an sein geliebtes Vaterland, die Stätte seiner Jugendfreuden und seiner Erfolge. Dann drängte der Schaffner höflich zum Einsteigen und schloß die Thür des Wagens hinter dem Grafen.

Raffaella reichte noch einmal mit einem freundlichen, doch sichtlich etwas erzwungenen Lächeln ihrem

Vater durch das herabgelassene Fenster die Hand. Den Husarenlieutenant grüßte sie nur durch ein leichtes Neigen des schönen Hauptes, und achtlos schob sie seine kostbaren Blumen bei Seite, als sie sich dann in die rothsammetnen Polster niederließ.

Graf Adelhard war ebenfalls noch einmal an das Fenster getreten.

„Was Onkel Chlodwig anbetrifft,“ hatte er begonnen, „so bin ich fest entschlossen —“

Aber er konnte den Satz nicht mehr vollenden, denn eben setzte sich der Zug in Bewegung, und sein Rasseln und Aechzen und Stampfen verschlang die Worte des Grafen.

— — — — — — — — — — —

Die Neuvermählten waren allein, und voraussichtlich auf eine lange Zeit vor jeder unliebsamen Störung gesichert

Raffaella hatte sich leicht fröstelnd in eine Ecke des Coupé's geschmiegt, und der Graf nahm nicht an ihrer Seite, sondern ihr gegenüber Platz. Vor den Fenstern tauchten hier und da für einen Moment in scheinbar endloser Doppelreise die Laternen einer Straße auf, welche sie im Fluge durchschnitten. Einige verlorene Laute des rastlosen Großstadttreibens drangen selbst durch das dumpfe Rollen des Zuges noch an ihr

Ohr; aber wie ein zu rasender Flucht gesporntes Roß führte sie die schnaubende, funkenspeiende Lokomotive aus dem Gewühl der Hunderttausende hinweg, bis sie schon nach wenig Minuten die tiefe Einsamkeit nächtig dunkler Gefilde umgab.

„Die Lampe brennt so hell, Adelhard," brach Raffaella's weiche Stimme das lange Schweigen. „Möchtest Du nicht die Freundlichkeit haben, ihr Licht ein wenig zu dämpfen?"

Er erhob sich dienstbereit und zog die seidenen Schirme über die leuchtende Glasglocke an der Wagendecke herab. Ein trauliches, rosiges Dämmerlicht, ganz ähnlich demjenigen, das in Raffaella's Zimmer zu herrschen pflegte, erfüllte den kleinen Raum.

„Ich danke Dir, mein Freund," sagte die junge Frau leise, „und nun setze Dich zu mir, damit ich Dich fragen kann, womit ich die Kälte verdient habe, mit welcher Du mich seit einigen Stunden behandelst. Wenn ich vorhin wirklich einer großen Gefahr entronnen bin, ist dies denn ein Grund für Dich, mir zu zürnen?"

Er hatte, ihrem Wunsche gehorchend, neben ihr Platz genommen; aber es war noch immer etwas von Zurückhaltung in seinem Benehmen.

„Du weißt, daß es nicht dies ist, Raffaella," erwiederte er. „Aber warum hast Du mir verschwiegen, daß ein Anderer ältere Rechte an Dich hatte?"

„Und wer sagt Dir, daß es sich so verhält?" fragte sie lebhaft zurück. „Hast Du so wenig Vertrauen zu mir, daß Dir die unsinnigen Worte eines Thoren Beweis genug sind, um mich zu verdammen? Hast Du selbst mir nicht jedesmal in übergroßem Zartgefühl gewehrt, wenn ich einen Versuch machte, von der Vergangenheit zu reden?"

„Ja! Aber da Du meinen Antrag angenommen hast, durfte ich wohl voraussetzen, daß in Deiner Vergangenheit nichts sei, wodurch Deine Ehre berührt werden könnte. Du wußtest, daß auf dem Namen, den ich Dir gab, nicht der geringste Makel haftete, daß er Jahrhunderte hindurch unbefleckt geblieben war."

„Und nun? Nun fürchtest Du, Deiner Ehre verlustig geworden zu sein, weil sich im Kopfe eines armen Narren ohne mein Zuthun allerlei überspannte Vorstellungen herausgebildet haben? Soll mich die Verantwortung treffen für die fixen Ideen eines Wahnwitzigen?"

„Aber Du hattest ihn gekannt, Raffaella! Es haben nähere Beziehungen zwischen euch bestanden."

„Gewiß! Beziehungen der Kollegialität und — warum sollte ich es leugnen! — auch der Freundschaft. Ich war vor drei Jahren gleichzeitig mit Paul Wismar an einem kleinen Hoftheater engagirt, und wenn Du eine Vorstellung davon hättest, wie dornenvoll die Anfänge der Bühnenlaufbahn für ein unerfahrenes und schutzloses junges Mädchen sind, so würdest Du auch begreifen, daß ein treuer, zuverlässiger und uneigennütziger Freund in keiner Lebenslage von so hohem Werthe ist, als gerade in dieser. Und geraume Zeit hindurch ist mir Paul Wismar ein solcher Freund in der That gewesen. Er wußte mich ebenso tapfer gegen die Rohheiten eines brutalen Regisseurs als gegen die Intriguen einer neidischen Rivalin zu schützen; er förderte mich durch seinen Rath in meiner künstlerischen Entwickelung und half meinem Vater dadurch, daß er ein Arrangement mit den Gläubigern herbeiführte, aus den finanziellen Bedrängnissen, in die wir durch eine allzu unpraktische Lebensführung gerathen waren. Und er that dies Alles, ohne eine Belohnung oder auch nur einen Dank dafür zu begehren. Nie trat er aus der bescheidenen Zurückhaltung heraus, die er im persönlichen Verkehr mir gegenüber von vornherein beobachtet hatte, und ich war so ganz daran gewöhnt, ihn nur wie einen älteren Bruder an=

zusehen, daß ich mich in der Gesellschaft meines Vaters nicht sicherer fühlte als in der seinigen."

Graf Adelhard hatte während ihrer Schilderung eine gewisse nervöse Unruhe an den Tag gelegt. Die Erwähnung ihrer Theatermisère, wie flüchtig Raffaella auch darüber hinstreifen mochte, war ihm offenbar überaus peinlich, und nun, da sie für einen Augenblick inne hielt, sagte er hastig: „Ich zweifle nicht an der Wahrheit Deiner Erzählung. Aber sie bezieht sich nur auf den Anfang eures Verhältnisses — nicht wahr? Eines Tages erkanntest Du, daß eure vermeintliche Freundschaft nur eine Täuschung, nur ein frommer Selbstbetrug gewesen sei, und da —"

Sie schüttelte energisch den schönen Kopf und gleichzeitig traf ihn ein berückend zärtlicher Blick ihrer dunkeln Augen. „Nein! Es geschah nicht derartiges, Adelhard! Eines Tages erhielt ich vielmehr einen glänzenden Engagementsantrag von der Berliner Hofbühne, und mit jubelndem Herzen nahm ich Abschied von der Stätte, wo ich so viele große und kleine Leiden hatte erdulden müssen. Paul Wismar war natürlich der Erste gewesen, der von meinem Glück Kenntniß erhalten hatte, und ich hielt mich im innersten Herzen überzeugt, daß er sich desselben neidlos freue, wenn mir auch die tiefe Traurigkeit nicht ganz ent-

gehen konnte, die er nur unvollkommen verbarg. Er war während der letzten Wochen vor unserer Abreise viel seltener zu uns gekommen als bisher, und als er uns dann das Geleit zum Bahnhof gab, wollte es mir scheinen, als ob sein Benehmen gegen mich seltsam verändert sei, als ob seine Zurückhaltung sich geradezu in Kälte verwandelt habe. Aber ich war nicht in der Stimmung, mir lange den Kopf darüber zu zerbrechen, und ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich damals in meiner selbstsüchtigen Herzensfreude vielleicht sogar etwas undankbar gegen den armen Menschen war. Hier in Berlin stürmten dann so viele neue Eindrücke auf mich ein — die Erfolge, welche ich davontrug, gingen so weit selbst über meine kühnsten Hoffnungen hinaus, daß ich Paul Wismar und seine stille Freundschaft darüber ganz vergaß. Und er selber that herzlich wenig, mich daran zu erinnern. Er schrieb nur selten, und seine Briefe waren viel eher kühl als zärtlich. Dann aber trat er eines Tages ganz unerwartet bei uns ein und überraschte mich durch die Mittheilung, daß er an einem großen Berliner Theater auf Engagement gastiren werde. Er war sehr aufgeregt, und wie mir scheinen wollte, in großer Furcht vor dem Ausfall dieses Debüts, denn er hatte hohen Künstlerehrgeiz, und seine ganze Zukunft als Schau-

spieler hing von der Aufnahme ab, welche Publikum und Kritik ihm bereiten würden. Die Rollen zwischen uns schienen gegen früher völlig vertauscht; denn jetzt war er es, der des tröstenden Zuspruchs und der Ermuthigung bedurfte, und ich verdiene gewiß keinen Vorwurf, weil ich mich in der Erinnerung an all' die selbstlosen Freundesdienste, die er mir einst geleistet nach Kräften bemühte, ihn aufzurichten und sein Selbstvertrauen zu stärken. Dann kam sein erstes Auftreten — und es brachte ihm eine unzweideutige Niederlage. Nie habe ich einen Menschen so ganz gebrochen und verzweifelt gesehen, als er er an jeoem Abend und während der folgenden Tage war. Ich bin sicher, daß er sich damals mit Selbstmordgedanken trug, und daß irgend eine Katastrophe eingetreten wäre, wenn auch ich ihn im Stich gelassen hätte. Es war eine schwere Zeit für mich; aber ich zieh mich in der Stille meines Herzens ohnedies der Undankbarkeit gegen ihn, und ich wollte meine Pflichten doch nicht ganz versäumen. Eine Woche nach jenem mißglückten Debüt spielte er wieder und gefiel dem launischen Publikum noch weniger, als das erste Mal, obwohl es gewissermaßen sein Herzensblut war, das er an die Durchführung dieser seiner Lieblingsrolle verschwendet hatte. Mit klopfendem Herzen hatte ich einem Theil der

Aufführung beigewohnt; aber da ich sah, wie man den Unglücklichen mißhandelte, war ich nicht stark genug, bis zur Beendigung des Stückes zu bleiben. Ich erwartete ja, daß er nach dem Schluß der Vorstellung zu uns kommen würde, um bei uns Trost und Theilnahme zu suchen. Aber wir erwarteten ihn vergebens, und auch während der beiden nächsten Tage zeigte er sich nicht. Da beging ich in der Furcht, daß seine Verzweiflung ihn zu einer That des Wahnsinns treiben könnte, die Unklugheit, ihn selbst in seiner Wohnung aufzusuchen, und wenn ich mir in der ganzen Angelegenheit überhaupt etwas vorzuwerfen habe, so ist es einzig dieser wohlgemeinte, doch immerhin vielleicht unbedachte Schritt. Ich fand ihn fast noch verstörter, als ich gefürchtet hatte. Innerhalb dieser wenigen Tage schien er um Jahre gealtert, so daß ich bei seinem Anblick heftig erschrack und kaum eines Wortes fähig war. Er aber legte meinem Kommen offenbar viel größere Bedeutung bei, als es nach meinem Willen hatte haben sollen, und er dankte mir dafür in einer so überschwenglichen, fast leidenschaftlichen Weise, daß ich meine Uebereilung alsbald bereute und mich so schnell, als es nur immer möglich war, wieder entfernte."

Von Liebe freilich hatte Paul Wismar mir auch

bei dieser Gelegenheit nicht gesprochen," berichtete Raffaella ihrem Gatten weiter, „und ich setzte das, was mir in seinen Worten räthselhaft und unverständlich geblieben war, allein auf die Rechnung seines aufgeregten Zustandes und seiner überreizten Nerven. Obwohl sein Gastspiel drei Rollen hatte umfassen sollen, trat er doch in Berlin nicht wieder auf. Aber er kam noch einmal zu uns — leider in Abwesenheit meines Vaters — um uns mitzutheilen, daß er einen Ruf an das deutsche Theater in Sankt Petersburg erhalten habe und daß er unverzüglich dahin abreisen werde. Sein Gemüth litt unverkennbar noch immer unter den Nachwirkungen jener furchtbaren Niederlage, und er war so exaltirt, daß ich mich in Wahrheit vor ihm fürchtete. Ich achtete kaum noch auf das, was er sprach, nur von dem Wunsche beseelt, daß er mich bald verlassen möge, und so kann es denn vielleicht geschehen sein, daß ich aus Furcht, seine Erregung noch zu steigern, Manches unwidersprochen ließ, was ich unter anderen Umständen mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben würde. Nur dunkel kann ich mich erinnern, daß er von der Unverbrüchlichkeit seiner Freundschaft sprach und davon, daß er es trotz seines Berliner Mißerfolges noch zu einem großen, berühmten und reichen Künstler bringen werde. Ich sagte zu

Allem Ja und gab ihm meine besten Wünsche mit auf den Weg; aber ich hatte den Eintritt meines Vaters noch nie mit solcher Freude begrüßt, als in jenem Augenblick, da sein Kommen endlich dem für mich so peinlichen Beisammensein ein Ziel setzte. Wismar stürzte fort, und ich erfuhr später, daß er in der That noch am nämlichen Tage abgereist sei. Ein paar Mal sandte er mir kurze Briefe und Ausschnitte aus Petersburger Blättern, die sich günstig über seine Leistungen aussprachen. Dann aber, da ich ihm beharrlich die Antwort schuldig blieb, hörten auch diese Lebenszeichen auf, und ich wähnte, daß er mich vergessen habe, wie ich ihn vergessen in der Fülle meines köstlichen — doch, wie es scheint, nur allzu kurzen Glückes!“

Wie tiefe Wehmuth hatte es in ihren letzten Worten gezittert, und die Lider mit den langen, seidigen Wimpern hatten sich über die dunkeln Augen gesenkt, als ob sie den feuchten Schimmer aufsteigender Thränen verbergen sollten. So hinreißend schön war Raffaella in dem Moment, daß der junge Gatte die Maske, die er so lange mit fast übermenschlicher Selbstüberwindung beibehalten, nicht länger zu ertragen vermochte. Indem er vor ihr auf ein Knie

niederglitt, erfaßte er mit stürmischem Druck beide Hände seines berückenden Weibes.

„Schwöre, daß Du mir jetzt die volle Wahrheit gesagt hast, Raffaella — doch nein, nein, schwöre mir nichts!“ Ich glaube ja an Dich — ich will an Dich glauben, weil ich der unglücklichste aller Menschen sein würde, wenn ich jemals aufhören müßte, Dir volles Vertrauen zu schenken. Sieh, ich gehöre nicht zu denen, die ihre Leidenschaft stets auf der Zunge tragen. Meine Erziehung und meine Ausbildung für den Beruf eines Diplomaten haben mich gelehrt, schweigend in mir zu verschließen, was mich am tiefsten bewegt — und was anfänglich vielleicht nur angelernt war, ist mir nach und nach zur zweiten Natur geworden. Ich bin kein ungestümer Liebhaber gewesen, aber die Liebe zu Dir macht nichtsdestoweniger den Inhalt meines ganzen Daseins aus; ja, sie ist für mich gleichbedeutend mit dem Dasein selbst! Ich will mich wahrlich dessen nicht berühmen, was ich gethan habe, um unsere Verbindung zu ermöglichen; aber es muß Dir immerhin als ein Beweis dafür erscheinen, daß nichts auf Erden mir von gleichem Werthe ist als das G[illegible] Deines Besitzes. Ich bin nicht ohne Ehrgeiz, und die Anfänge meiner Laufbahn waren verheißungsvoll genug, um mich zu den höchsten Erwar-

tungen für die Zukunft zu berechtigen; aber ich habe unbedenklich Alles dahingegeben, habe ohne jedes Bedauern den Staatsdienst verlassen, als ich sah, daß die Vorurtheile meiner höchsten Vorgesetzten mir keine andere Wahl lassen würden, als die zwischen Dir und den Aussichten meiner Laufbahn. Und auf hundertmal Kostbareres noch als auf die Ehre einer bevorzugten Stellung würde ich mit Freuden Verzicht leisten um Deinetwillen. Nicht mit der leisesten Regung des Bedauerns würde ich jemals dieser Opfer gedenken, so lange ich mich an Deiner Seite dafür belohnt fühle. Aber ich würde namenlos elend sein, wenn Deine eigene Schuld mich des Preises meiner Entsagung beraubte, noch ehe ich die ganze Seligkeit des Bewußtseins ausgekostet hätte, ihn zu besitzen! Wir haben uns heute feierlich gelobt, daß nichts uns trennen soll, als der Tod; aber es gibt doch noch etwas Anderes, das sich feindselig und trennend zwischen uns stellen könnte — etwas, das mir meiner Geburt und meiner Erziehung nach fast schrecklicher scheinen muß als der Tod — das ist die Verletzung meiner Ehre, Raffaella — eine Besudelung des alten Wappenschildes, das seit Jahrhunderten in fleckenloser Reinheit vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist."

„Und das — das hast Du von mir gefürchtet?"

fragte sie, indem sie ihm — unter Thränen lächelnd — in die Augen sah. „Ist das wirklich eine so starke Liebe, die schon bei der ersten Probe unterliegen konnte?“

„Sie ist nicht unterlegen, Raffaella! Nein, ich glaube an Dich — ich schwöre auf die Wahrheit jedes Deiner Worte, und wenn ich kleinmüthig genug war, eine kurze Stunde lang an Dir zu zweifeln, so geh' darum nicht allzu streng mit mir ins Gericht. Nichts wird künftig im Stande sein, mein Vertrauen zu erschüttern. Nur diesmal noch vergieb mir, mein süßes Lieb!“

Er schlang seinen Arm um ihren geschmeidigen Leib; Raffaella aber nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände, und nachdem sie einen Kuß auf seine Stirn gedrückt hatte, sagte sie in zärtlichen, süß einschmeichelnden Lauten:

„Wie könnte ich anders, da ich Dich doch nun einmal so unvernünftig lieb habe! Aber, nicht wahr, Adelhard — man wird ihn wieder frei lassen, den armen Wismar — Du selbst wirst Dich mit allem Nachdruck dafür verwenden, daß man ihm nicht den Prozeß macht für seine unsinnige That?“

„Ich thäte es gern, Raffaella, schon um des Skandals willen, der unter allen Umständen höchst

widerwärtig ist. Doch Wenzel sagt, daß er bereits alles Erdenkliche versucht habe, und daß jetzt, nachdem der Mensch einmal verhaftet ist, keine Aussicht mehr sei, die Sache niedergeschlagen zu sehen. Preußische Richter und Staatsanwälte lassen in solchen Dingen eben nicht mit sich reden."

Eine kleine unmuthige Falte erschien auf ihrer Stirn.

„Nachdem er einmal verhaftet worden war," wiederholte sie. „Freilich, es ließ sich voraussehen. Wer aber hat die abscheuliche Taktlosigkeit begangen, seine Verhaftung herbeizuführen? Sicherlich war es Keiner, der es gut mit Dir meinte, Adelhard."

Der Graf hatte seinen Platz an ihrer Seite wieder eingenommen. Sein Blick fiel auf den prächtigen Blumenstrauß, den Raffaella vorhin aus der Hand seines Vetters empfangen und den sie dann so geringschätzig in eine Ecke geworfen hatte.

„Ich glaube, daß es Wenzel war, welcher nach den Schutzleuten schickte," sagte er etwas befangen. „Aber ich bin überzeugt, daß er dabei nur von den besten Absichten geleitet wurde, oder daß er keine Möglichkeit hatte, anders zu handeln."

„Es thut mir leid, daß ich das Vertrauen nicht theilen kann, welches Du in die Freundschaft und die

Aufrichtigkeit Deines Vetters setzest. Schon in der Stunde, da Du ihn mir zum ersten Mal zuführtest, hatte ich die Empfindung, daß er nicht ehrlich gegen uns sei, und ich bin dieses Argwohnes nicht ledig geworden bis auf den heutigen Tag."

„Und doch bist Du da in einem Vorurtheil befangen, das durch nichts begründet ist, liebste Raffaella. Ich meine sogar, daß Du Wenzel in dieser ganzen Zeit viel weniger freundlich behandelt hast, als er es um uns verdiente. Er hat mir gegenüber niemals anders als in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und Verehrung von Dir gesprochen, und er hat die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung wiederholt auch durch die That bewiesen. Manche Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse, die unserer Vereinigung entgegenstanden, hätten sich ohne seinen unermüdlichen, thatkräftigen Beistand vielleicht kaum so schnell und vollständig beseitigen lassen."

Raffaella schwieg eine kleine Weile; aber es hatte nicht den Anschein, als ob sie durch diese Vertheidigung anderen Sinnes gemacht worden sei.

„Und das Telegramm Deines Oheims?" fragte sie endlich. „Durch wen sollte der Fürst Kenntniß von unserer Verheirathung erhalten haben, wenn nicht durch den Grafen Wenzel?"

„Welch' ein Verdacht! — Aufpasser und Zwischenträger gibt es überall, und unser Geheimniß hatte immerhin Mitwisser genug, um einen Verrath nicht gerade als etwas Wunderbares erscheinen zu lassen. Wie in aller Welt aber hätte gerade Wenzel, der doch ganz auf unserer Seite war, dazu kommen sollen, den Angeber zu machen?"

Die junge Gräfin zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht," erwiderte sie anscheinend lässig, während doch ihre Augen unter den halb gesenkten Lidern hervor mit raschem, prüfendem Blick das Antlitz ihres Gatten streiften. „Vielleicht hat er ein Interesse daran, den Zorn des Fürsten gegen Dich zu erregen und einer gütlichen Verständigung, wie Du sie beabsichtigt hattest, die Wege zu versperren. Der Titel und die Besitzungen Deines Oheims würden auf den Grafen Wenzel übergehen, wenn man Dich aus irgend einem Grunde von dem Erbrecht ausschließen könnte — nicht wahr?"

„Allerdings! Sein Vater war der jüngste der drei Brüder, von denen allein Fürst Chlodwig, das Haupt unserer Familie, noch am Leben ist. Da der Fürstentitel und das Fideikommiß natürlich immer nur auf den nächsten männlichen Agnaten übergehen, und meine Base Hertha, die einzige Tochter des

Fürsten, darum nicht in Betracht kommen kann, hätte ich als der überlebende Sohn des zweiten Bruders die erste Anwartschaft darauf, nach Onkel Chlodwig's Tode Fürst Hohenstein zu werden, und an meine Stelle würde, falls ich ohne einen männlichen Nachkommen sterben sollte, mein Vetter Wenzel treten."

„Nur in diesem einzigen Falle, Adelhard? Gibt es sonst nichts, das Dich Deiner Ansprüche verlustig machen könnte?"

Graf Hohenstein hatte Mühe, eine gewisse Verlegenheit zu verbergen.

„Wollen wir uns darüber nicht ein anderes Mal unterhalten, liebste Raffaella?" sagte er endlich mit etwas gezwungenem Lächeln. „Wir werden noch Zeit genug dazu haben; denn mein Oheim hat, obwohl er in Folge eines Jagdunfalls seit Jahren theilweise gelähmt ist, eine eiserne Konstitution, und die Frage seiner Nachfolgerschaft wird nicht so bald eine brennende werden. Sollen wir diese kostbaren, unwiederbringlichen Augenblicke etwa damit verlieren, daß ich Dir einen Vortrag über das Hausgesetz Derer von Hohenstein halte?"

Er hatte sie sanft an sich gezogen, und Raffaella wehrte ihm nicht; aber während sie ihr schönes Haupt

an seine Schulter schmiegte, fragte sie mit echt frauenhafter Beharrlichkeit:

„Es gibt also ein solches Hausgesetz? Und es sind recht mittelalterliche Bestimmungen darin, wie sie ja wohl immer in derartigen Familiensatzungen vorkommen — nicht wahr?“

„Freilich, mein Lieb! Sehr überlebte und thörichte Bestimmungen, die uns indessen jetzt herzlich wenig Sorge machen sollen. Denn da sie nicht verbieten können, daß wir uns lieb haben —“

„Das vielleicht nicht! Aber hätten sie Dir nicht etwa verboten, mich zu heirathen? Die Verfasser feudaler Hausgesetze pflegten doch eine ganz besondere Abneigung gegen sogenannte Mesalliancen zu empfinden.“

„Wie neugierig Du bist, theuerster Schatz! Was kümmern uns die Ansichten eines Ahnherrn, der seit Jahrhunderten im Grabe modert, und der es sicherlich nicht anders gemacht hätte als ich, wenn die Versuchung in ebenso holder Gestalt an ihn herangetreten wäre!“

„Nein, nein, Du sollst mir nicht ausweichen. Gerade weil ich Dein rechtmäßig angetrautes Weib bin und weil an dem Geschehenen nichts mehr geändert werden kann, habe ich ein Recht darauf, die

ganze Größe des Opfers kennen zu lernen, das man Dir, wie ich fürchte, um meinetwillen auferlegen will. Die Mahnung in dem Telegramm des Fürsten war ja beredt genug. Darum sage mir die volle Wahrheit, Adelhard! Schließt nach eurem Hausgesetz eine Mißheirath von der Erbfolge aus?"

„Da Du darauf bestehst, es zu erfahren — ja! Es gibt eine Bestimmung, nach welcher ein Agnat, der solche Ehe eingeht, die Anwartschaft darauf verliert, das Haupt der Familie zu werden."

„Mit anderen Worten: auf den Fürstentitel und das Fideikommiß verzichten muß! Und eine so barbarische Bestimmung wird wirklich heute noch als rechtsgiltig anerkannt?"

„Da sie vor beiläufig zweihundert Jahren die Allerhöchste landesherrliche Genehmigung erhalten hat — allerdings!"

„Ah, das ist abscheulich! Und eine Sängerin, die gegen Bezahlung öffentlich aufgetreten ist, gilt wahrscheinlich von vornherein als unebenbürtig, gleichviel, von wem sie ihre Abstammung herleiten kann?"

„Ich fürchte, daß es so ist, mein Herz! Wir stecken eben noch voller Vorurtheile; aber Du siehst, daß doch glücklicherweise nicht mehr Jeder von uns in ihnen befangen ist."

Er wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken; aber sie machte sich fast ungeduldig von ihm los.

„Wer ist es denn nun, der in diesem Falle die Entscheidung zu treffen hat? Dein Onkel Chlodwig etwa?"

„Ja! Sie liegt in erster Linie bei ihm. Ein Artikel in unserem Hausgesetz nämlich besagt, daß das jeweilige Oberhaupt des Geschlechtes befugt sein soll, auch die nicht standesgemäße Ehe eines Agnaten nach Anhörung des Familienrathes, doch in völlig freier Entschließung, als standesgemäß anzuerkennen, wenn nach seinem Ermessen besondere Gründe dafür vorliegen."

„Und wenn er diese Anerkennung verweigert?"

„So steht dem Ausgeschlossenen nur noch die Berufung an die ordentlichen Gerichte offen."

„Ein treffliches Gesetz — in der That! Und Du glaubst noch immer an die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit des Grafen Wenzel?"

Ein kleiner Schatten flog über die Stirn des jungen Ehemannes. „Lassen wir meinen Vetter lieber ganz aus dem Spiel, Raffaella, wenn Du seiner doch nicht anders als in Verbindung mit einem so häßlichen Verdacht erwähnen kannst. Wenzel ist Edelmann und Offizier. Ich würde mich selbst und meinen Stand

beleidigen, wenn ich ihn ohne die triftigsten Beweise einer verächtlichen Gesinnung oder einer niedrigen Handlungsweise für fähig halten könnte. Auch Du wirst Dein Mißtrauen gegen ihn überwinden, sobald Du Gelegenheit gehabt hast, ihn näher kennen zu lernen. Bis dahin aber wollen wir einen Pakt schließen, seinen Namen so wenig als möglich zu nennen. Und auch das Hausgesetz meines allzu geschlechtsstolzen Vorfahren wollen wir ruhig in den Archiven von Schloß Hohenstein schlummern lassen — nicht wahr? Wir werden beneidenswerth glücklich sein, auch wenn ich mir niemals den Fürstenhut in mein Petschaft graviren lassen darf, und Du wirst keine von den Annehmlichkeiten des Daseins entbehren, auch wenn wir bis an unser Lebensende auf mein nicht gerade unermeßliches, doch immerhin recht auskömmliches Privatvermögen angewiesen bleiben. Wie wenig können am Ende diese nichtigen Aeußerlichkeiten beitragen, unsere Glückseligkeit zu erhöhen!"

Es war mehr Wärme in dem Klang seiner Stimme, als Rafaella bisher an ihm gewöhnt war, und auch sie sah nun mit ihrem bezaubernden, sinnverwirrenden Lächeln zu auf — mit jenem Lächeln, das ihn rettungslos gefangen genommen hatte in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft. Aber trotz all der weichen, hin-

gebenden Zärtlichkeit, welche ihre Mienen ausdrückten, war in ihren dunkeln Augen doch noch etwas von einer lauernden Begehrlichkeit, die nichts zu schaffen hatte mit bräutlich süßem Sehnen. Sie duldete es, daß seine schlanke aristokratische Hand liebkosend über ihr schwarzes, seidenweiches Haar dahinfuhr; aber sie bewies ihm, daß ihre Gedanken noch immer bei dem nämlichen Gegenstand verweilten, indem sie flüsternd sagte: „Ich will nicht, daß Du meinetwegen auf einen Rang verzichtest, der Dir rechtmäßig zukommt. Habe ich Dich in Gefahr gebracht, seiner verlustig zu werden, so muß es auch meine Aufgabe sein, diese Gefahr von Deinem Haupte wieder abzuwenden. Und ich weiß, daß es mir gelingen wird, wenn Du mir nicht verwehrst, nach meinen Ansichten zu handeln."

Ihre Hartnäckigkeit schien ihn ein wenig zu verstimmen, und das räthselhafte in ihren Worten machte ihn überdies fast bestürzt.

„Was hast Du vor, Raffaella?" fragte er. „Ich wüßte in der That nicht, was Du thun könntest, um eine so klare und unzweideutige Bestimmung — eine Bestimmung, die mir überdies vollkommen gleichgiltig ist — aus der Welt zu schaffen."

„Ich werde den Fürsten Chlodwig mit Deiner Heirath versöhnen — werde ihn bewegen, sie als eine

standesgemäße anzuerkennen. Wärst Du damit nicht zufrieden?"

Die schmalen Augenbrauen des Grafen zogen sich über der Nasenwurzel ein wenig zusammen. „Würdest Du meinen Onkel kennen, so wärst Du niemals auf ein solches Vorhaben verfallen. Wohl ist er im Grunde eine edle und vornehme Natur; aber ist in seinem Standesbewußtsein wie in seinen Standesvorurtheilen starrer als ein Felsen. Meine Hoffnung, ihn durch persönliche Ueberredung für uns zu gewinnen, war von vornherein nur gering — jetzt, da er sich durch die Heimlichkeit meines Vorgehens beleidigt fühlt, ist sie völlig geschwunden. Und der kränkende Ton seiner Depesche schneidet mir überdies jede Möglichkeit einer Annäherung ab. Meine Selbstachtung verbietet mir, eine Verständigung zu suchen, die jetzt nur noch eine Demüthigung für mich bedeuten würde."

„Nein, nein! Wie begreiflich auch in diesem Augenbick Dein Groll gegen den Fürsten sein mag, Du darfst ihn doch nicht stark werden lassen in Deinem Herzen! Vielleicht würde jenes Telegramm weniger schroff und befehlend gelautet haben, wenn er mich gekannt hätte. Hältst Du es wirklich für so ganz unmöglich, daß ich die Macht haben könnte, seinen Sinn zu ändern?

Wie er sie so vor sich sah in all' dem bestrickenden Reiz ihrer Schönheit und Jugend, hatte Graf Adelhard Hohenstein allerdings die Empfindung, daß es schwerlich einen Menschen auf Erden geben möchte, der im Stande sei, ihr zu wiederstehen. Aber sein Stolz sträubte sich nur um so energischer gegen die Vorstellung, die Holdseligkeit seines Weibes als ein Mittel zur Besänftigung des Zürnenden zu gebrauchen, und fast unmuthig verneinend schüttelte er den Kopf.

Da machte Raffaella sich aus seinen Armen los und lehnte sich schmollend in die rothen Sammetpolster zurück. Wie er auch bemüht war, ihr die Beweggründe für seine Weigerung darzulegen, sie ließ sich doch von ihrer Berechtigung nicht überzeugen, und der erste Kanpf, welchen sie da mit einander führten, war viel zu ungleich, als daß sein Ausgang sich nicht hätte vorhersehen lassen. Noch ehe der Zug die erste Station erreicht hatte, war der Sieg Raffaella's entschieden. Sie besaß das Versprechen ihres Gatten, daß sie auf der Heimkehr von ihrer Hochzeitsreise Schloß Hohenstein besuchen würden, und Graf Adelhard hatte ihr gelobt, bis dahin nichts zu thun, das dem Unwillen des Fürsten neue Nahrung zuführen und seinen Groll vermehren könnte.

Wahrscheinlich hätte er ihr noch viel mehr versprochen, wenn es ihr in den Sinn gekommen wäre, es zu verlangen; denn in dem Bann ihrer berückenden Schönheit war er ihr unterthan wie ein Hypnotisirter dem Willen des Magnetiseurs.

Viertes Kapitel.

Die schmutzigen Kinder, die auf der Straße spielten, sahen mit neugierig aufgerissenenen Augen der eleganten Equipage nach, deren isabellenfarbige Pferde so gleichmäßig trabten, daß man immer nur einzigen Hufschlag zu hören vermeinte. Der Diener, der mit verschränkten Armen neben dem Kutscher saß, imponirte ihnen ganz besonders in seinem hellen Livreemantel und mit seinem unbeweglichen, hochmüthigen Gesicht. So stolze Gefährte verirrten sich ja nur selten in dieses wenig bevorzugte Stadtviertel Berlins, und unter der hoffnungsvollen Jugend des „Vogtlandes" fehlte es denn auch nicht an den abenteuerlichsten und phantastischsten Vermuthungen in Bezug auf Rang und Stand der Insassen einer so prachtvollen Karosse.

Diese Insassen aber waren zwei Damen in einfacher dunkler Straßentoilette, eine ältere, die vielleicht vierzig Jahre zählen mochte, und eine jüngere, die den Winter sicherlich noch nicht zwanzigmal hatte

kommen sehen. Diese letztere namentlich war eine echt aristokratische Erscheinung. Das schlanke Köpfchen, das sich auf dem schlanken, biegsamen Halse erhob, hätte keiner Künstlerphantasie anmuthiger und mädchenhaft lieblicher vorschweben können; aber es war in diesen reinen, fast noch kindlichen Zügen doch eine ruhige Würde und Unnahbarkeit, wie sie bei den Kindern vornehmer Familien durch die Eigenart der Erziehung erzeugt zu werden pflegt.

„Ich wiederhole Ihnen, theuerste Komtesse, daß Sie sich auf sehr garstige Dinge gefaßt machen müssen," sagte die Aeltere, in deren Ohrläppchen zwei Brillanten von ungewöhnlicher Größe funkelten. „Das Wohlthun ist hier in Berlin bei Weitem nicht so bequem, als draußen auf Ihren Besitzungen, wo Elend und Verworfenheit doch wohl nur selten über eine gewisse, erträgliche Grenze hinausgehen, und wo überdies selbst das roheste Gesindel seiner angestammten Herrschaft noch mit Ehrfurcht begegnet. In einer Millionenstadt ist das leider ganz anders. Die Versumpftheit und Lasterhaftigkeit der Leute ist geradezu erschreckend, und das Schlimmste ist, daß es den Meisten von ihnen an jedem Respekt vor Höherstehenden fehlt. Man muß in der That den ganzen Opfermuth christlicher Nächstenliebe besitzen, um unter solchen Verhält-

nissen die Werke der Barmherzigkeit noch in eigener Person zu verrichten."

„Diese armen Menschen müssen sehr unglücklich sein," gab die Angeredete in weichem, mitleidigem Tone zurück. „Die Unterstützungsgesuche, in welche Sie mir einen Einblick gewährten, Frau Baronin, enthielten ja wahrhaftig entsetzliche Schilderungen."

Die Baronin machte eine halb verächtliche Kopfbewegung, so daß die Brillanten in ihren Ohren alle Farben des Regenbogens aussprühten. „Viel Elend — ja! Aber noch viel mehr Sünde und Verbrechen. Diese Individuen tragen in den allermeisten Fällen selbst die Schuld daran, daß es ihnen schlecht geht. Man gewöhnt sich in der That ein gut Theil sentimentalen Mitleids ab, wenn man die Dinge erst eine Weile ganz in der Nähe betrachtet hat." —

In einem eleganten Bogen, für den es wirklich schade gewesen war, daß er nur ein paar dürftig gekleidete und gewiß nicht sachverständige Weiber als Publikum gehabt hatte, war der Kutscher der Equipage vor dem Thorweg eines nüchtern und schmutzig aussehenden fünfstöckigen Hauses vorgefahren. Mitten im Trabe hatte er seine Pferde parirt, so daß sie wie aus Bronce gegossen dastanden, und nur die edlen Köpfe noch ein wenig schüttelten, gleich als wollten sie ihrem

Mißfallen über diese ungewohnte Umgebung Ausdruck verleihen. Der Diener mit dem hochmüthigen Gesicht riß die Wagenthür auf, und unter dem Zusammenlauf einer kleinen Zuschauermenge von Weibern und Kindern stiegen die beiden Damen aus.

Erst jetzt kam die hohe, schlanke Gestalt des jungen Mädchens, die Anmuth ihrer Haltung und ihrer Bewegungen voll zur Geltung. Selbst vor dem kritischen Blick der Arbeiterfrauen, die gegen Insassen kostbarer Equipagen zumeist nichts weniger als wohlwollend voreingenommen sind, schien diese schöne jugendliche Erscheinung Gnade zu finden; denn es wurde keine von den spöttischen Bemerkungen laut, die man bei ähnlichen Anlässen in einer Berliner Vorstadt sonst stets in Bereitschaft hat.

„Nehmen Sie Ihr Kleid in Acht, Komtesse!“ warnte die Baronin leise. „Wir haben einen nicht sehr sauberen Weg zurückzulegen, ehe wir zu unserem Schützling gelangen.“

In der That mußten sie einen halbdunkeln, schmutzigen Thorweg und einen langen, schlecht gepflasterten Hof, auf welchem noch in trüben Pfützen das Wasser vom vorgestrigen Regen stand, vorsichtig passiren, ehe die Baronin, auf einen niedrigen Kellereingang deutend, sagen konnte: „Da unten wohnen sie.

Es ist eine Treppe, die ich niemals ohne Herzklopfen hinabsteigen kann, so steil und abscheulich ist sie."

Ein häßlicher Modergeruch schlug ihnen von unten her entgegen. An den roh geweißten Wänden hatte die herausdringende Feuchtigkeit allerlei abenteuerliche Flecken und Figuren gebildet, die in der ungewissen Beleuchtung beinahe aussahen wie phantastische Freskomalereien. Die Baronin raffte ihr Kleid bis über die Knöchel empor.

„Da links wohnt eine Lumpensammlerin," meinte sie mit einem gewissen Schaudern. „Die Thür geradeaus ist die richtige. Aber ich fange schon an zu bereuen, theuerste Komtesse, daß ich Ihrem Drängen nachgegeben, und Sie mit hierher genommen habe."

„Nicht doch, liebe Frau Baronin!" beruhigte sie das junge Mädchen. „Ich bin daran gewöhnt, unsere Armen und Kranken zu besuchen, und es giebt ja leider auch auf dem Lande Elend und Jammer genug."

Eine schwache weibliche Stimme, eine von jenen, in deren Klang eine Welt von Kummer und Trauer ist, rief auf das Klopfen der Baronin „Herein", und sie traten über die Schwelle. Der Anblick, welcher sich ihnen bot, war keineswegs so schrecklich, als die Komtesse es nach der Beschaffenheit der ganzen Umgebung und nach den Worten der Baronin hatte befürchten

müssen. Die Stube freilich, welche gleichzeitig als Küche und als Schlafraum diente, war bedrückend niedrig und empfing durch die kleinen Fenster nur kümmerliches Licht. Auch zeigten sich auf den blau getünchten Wänden dieselben fatalen Flecken und Figuren, die für die Bewohner solcher mörderischen Räume nur zu oft ein von der Knochenhand des Todes geschriebenes Menetekel bedeuten. Aber eine gewisse Nettigkeit und Sauberkeit, die dem an und für sich so wenig einladenden Raume eigen war, konnte seine Dürftigkeit fast vergessen machen, um so mehr, als da einige Bilder und Möbelstücke waren, wie man sie in den Kellerwohnungen eines Berliner Hinterhauses gemeinhin nicht anzutreffen pflegt.

Ein blaß und verhärmt aussehendes junges Weib hatte sich den Eintretenden zugewendet. Sie trug ein Kind, das vielleicht vierzehn Monate alt war und doch schon einige greisenhafte Züge in dem mageren, welken Gesichtchen hatte, auf dem Arm. Aus einem Waschkorbe aber, der neben dem Kochherd stand, drangen die feinen, quälenden Jammerlaute eines Stimmchens, das wohl erst seit wenig Wochen den großen Chorus der Elenden und Wehklagenden vermehrte.

„Guten Tag, Frau Fenzke!" sagte die Baronin in einem Ton, der zwischen Strenge und Herablassung

nicht eben angenehm die Mitte hielt. „Aber ich sehe, Sie sind nicht allein.“

Ihre letzten Worte bezogen sich auf die Anwesenheit eines Herrn, der seiner Kleidung und seinem Aussehen nach an diesem Orte sicherlich ebenso wenig heimisch war, als die beiden vornehmen Damen. Er war vielleicht dreißig Jahre alt, von großer, stattlicher Gestalt und klugen, einnehmenden Gesichtszügen. Auf die Bemerkung der Baronin verbeugte er sich höflich und sagte, sich vorstellend: „Doktor Hermann Mohrungen, Rechtsanwalt!“

Die blasse Frau mit dem greisenhaften Kinde aber fügte ergänzend hinzu: „Es ist der Herr, der meinen Mann vertheidigt hat, gnädige Frau.“

Flüchtig nur hatte die Baronin gegen den Anwalt das Haupt geneigt, und sie hielt es offenbar nicht für angebracht, ihm auch ihren Namen und denjenigen ihrer Begleiterin zu nennen.

„Ich hoffe, Herr Doktor, daß Sie nicht hierher gekommen sind, um ein Honorar für Ihre Bemühungen zu erhalten,“ meinte sie mit einem Ausdruck, der es ungewiß ließ, ob ihre Worte scherzhaft verstanden sein wollten. „Die Frau und die Kinder Ihres Klienten sind leider ganz auf die Wohlthätigkeit ihrer Neben-

menschen angewiesen. — Sie haben wieder einmal an unsern Verein geschrieben, Frau Fenzke."

„Mit schwerem Herzen, gnädige Frau! Aber ich sah keinen anderen Ausweg in meiner großen Noth."

„Nun ja, ich kann mir wohl denken, wie es hier steht. Aber habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, als Sie das letzte Mal zu mir kamen? Der Mensch, an den Sie sich da gehängt haben, ist Ihr Verderben. Ein Müßiggänger und ein gewohnheitsmäßiger Verbrecher! Schlimm genug, daß man ihn diesmal mit sechs Monaten Gefängniß hat davonkommen lassen. Da er doch unfehlbar im Zuchthause enden wird, wäre es für Sie sicherlich am besten, wenn man ihn gar nicht erst wieder freiließe."

Die Frau wandte das Gesicht ab, der Rechtsanwalt aber, von dessen Dasein die Dame mit den Brillantohringen nicht weiter Notiz zu nehmen schien, sagte statt ihrer mit tiefer, wohlklingender Stimme: „Es wäre dies für die menschliche Gesellschaft allerdings das bequemste Mittel, ihr Gewissen zu beruhigen und sich die unangenehmen Folgen ihrer eigenen Sünden aus den Augen zu schaffen. Aber wir sind zum Glück doch noch nicht ganz so weit, gnädige Frau."

Mit einem hoheitsvoll abweisenden Blick streifte die Baronin über den Sprechenden hin.

„Ich habe nicht das Vergnügen, den tiefen Sinn Ihrer Worte zu verstehen, mein Herr! Als eine Frau, die den größten Theil ihrer Zeit und einen nur zu großen Theil ihrer Mittel auf die Linderung menschlichen Elends verwendet — und die leider Gelegenheit genug gehabt hat, praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln, werde ich wohl berechtigt sein, der Ansicht Ausdruck zu geben, daß unsere Gesetze und unsere Herren Richter solchen gemeingefährlichen Subjekten gegenüber im Allgemeinen eine sehr übel angebrachte Milde walten lassen.“

Die junge Komtesse, welche sich gleich nach ihrem Eintritt dem kleinen quäkenden Wesen in dem Waschkorbe genähert und ihm bisher liebkosend und mit leisem zärtlichen Zuspruch scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet hatte, richtete sich jetzt auf und sah mit einer gewissen Spannung zu dem Rechtsanwalt hinüber, den ihre Begleiterin in fast unhöflich scharfen Tone zurückgewiesen hatte. Sie mochte neugierig sein, ob er etwas antworten würde, und es war keineswegs Entrüstung was sich in ihrem reizenden Gesichtchen ausdrückte, da er in der That nun vollkommen ruhig, doch mit einer von Satz zu Satz gesteigerten inneren Wärme erwiederte:

„Unsere Gesetze und unsere Richter zu kritisiren steht

mir nicht zu. Der Schuldige, den ich anklagen möchte, ist jene unbestimmte Gesammtheit, die wir gewöhnlich als die menschliche Gesellschaft bezeichnen. Und diese menschliche Gesellschaft, meine gnädige Frau, ist trotz alles vermeinten und wirklichen Wohlthuns, das in ihr geübt wird, erbarmungslos und jämmerlich feige zugleich. Auch mir ist es beschieden gewesen, einige praktische Erfahrungen auf diesem traurigen Gebiete zu sammeln; aber sie müssen wohl sehr verschieden von den Ihrigen gewesen sein, da sie mich zu so ganz anderen Schlüssen geführt haben. Ich weiß nicht, ob unsere Richter zu milde sind; aber ich weiß, daß die eigentliche Bestrafung eines Verbrechers zumeist erst mit seiner Entlassung aus dem Gefängnisse beginnt. Die große Mehrzahl derjenigen, welche bei jeder Gelegenheit den Mund nicht voll genug nehmen können von werkthätiger Nächstenliebe und praktischem Christenthum, weicht ja vor der Berührung mit einem bestraften Subjekt feig und pharisäisch zurück wie vor Einem, der mit einer gefährlichen, ansteckenden Krankheit behaftet ist. Dieselben Leute, die Thränen vergießen und entrüstete Reden halten können, weil man ihnen eines tollen Hundes wegen aufgibt, ihre geliebten Köter an der Leine zu führen — dieselben Leute, die nicht eine Maus in der Falle sehen können, ohne Anwandlungen

von Schwäche zu haben, — sie haben für menschliche Verirrungen und für menschliche Verzweiflungsthaten nichts Anderes übrig als den Ruf nach der Polizei und nach den Gerichten, die den Missethäter unschädlich machen sollten, damit ihre eigene theure Person vor jeglicher Berührung mit ihm bewahrt bleibe. Wer einmal bestraft worden ist, der trägt in ihren Augen das Zeichen des Ausgestoßenen unauslöschlich auf der Stirne, und alle Welt, die in guten und großen Dingen niemals eines Sinnes ist, ist einmüthig darin, ihn zu ächten und zu verfehmen. „Er muß unschädlich gemacht werden!“ Das ist die Parole, welche ihm gegenüber gilt — Unschädlich — und doch bedenken all' diese engherzigen Thoren nicht, daß sie gerade das Gegentheil von dem erreichen, was sie beabsichtigen, daß sie selbst es sind, die den Geächteten und Ausgestoßenen erst zu einem schädlichen Feinde ihrer Gesellschaft machen.“

Die Baronin machte eine Bewegung, als ob sie ihn unterbrechen wollte; der junge Anwalt aber fuhr unbeirrt fort: „In dem unglücklichen Manne, den ich vor wenigen Tagen vertheidigt habe und von dem Sie, gnädige Frau, vorhin mit so großer Verachtung sprachen, haben wir einen leider nur zu schlagenden Beweis für die traurige Berechtigung meiner Anklage.

Elf Jahre lang hatte er treu und ehrlich im Dienste derselben Firma gearbeitet, bei der er als fünfzehnjähriger Knabe seine Lehrzeit begonnen. Nie hatte er durch einen Mangel an Fleiß oder Ordnungsliebe Anlaß zum Tadel gegeben, und er würde wahrscheinlich bis an sein Lebensende ein rechtschaffener unbescholtener Mann geblieben sein, wenn nicht ohne sein Verschulden die bitterste Noth über ihn gekommen wäre. Durch das Fallissement der Firma verlor er seine Stellung wenige Monate nach seiner Verheirathung. Und all' seine Bemühungen, einen anderen Platz zu erhalten, blieben v rgeblich. Er besaß keine Sprachkenntnisse und rur eine sehr einseitige kaufmännische Ausbildung. Um jede Vakanz in einem Kontor aber drängten sich Hunderte, die viel mehr gelernt hatten als er und die sich mit jedem Hungerlohn zufrieden erklärten. Schon nach wenig Wochen war der kleine Sparpfennig aufgezehrt, den man in besseren Tagen hatte bei Seite legen können, und nun klopfte die Noth mit knöchernem Finger an die Thür. Ich brauche Ihnen die Grausamkeit des Elends nicht auszumalen, gnädige Frau; denn ich weiß ja nun, daß Sie praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete haben. Aber ich zweifle nicht, daß Ihr mildes Herz neben der berechtigten Entrüstung auch eine kleine Empfindung

des Mitleids haben wird für den Verirrten, der sich in seiner Verzweiflung gegen das Gesetz verging, weil er Brod und ordentliche ärztliche Hilfe schaffen wollte für sein schwerkrankes Weib, das eben dem ersten Kinde das Leben gegeben. Er war ein ungeschickter Verbrecher, denn seine Schuld kam schon nach wenigen Stunden an den Tag, und als man ihn vor den Richter stellte, dachte er nicht daran, sie zu leugnen. Er empfing die Strafe, die er verwirkt hatte, und er büßte sie voll aufrichtiger Reue ab. Heute noch hat er mir geschworen, daß er das Gefängniß damals verließ mit den heiligsten Vorsätzen, durch ein Leben voll Rechtschaffenheit und rastloser Arbeit zu sühnen, was er in einem unglückseligen Augenblick gefehlt. Und seine Frau wird Ihnen bestätigen können, wie sie es mir bestätigt hat, daß er es nicht an Eifer und redlichem Willen hat fehlen lassen, diese Vorsätze auch zur That zu machen. Wieder lief er von einem Kontor zum anderen, um seine Arbeitskraft anzubieten; aber überall, wo man unter anderen Umständen vielleicht Verwendung für ihn gehabt hätte, wies man ihm unbedenklich mit allem Nachdruck die Thür, sobald er auf die Frage nach seinen Empfehlungen mit der Geschichte seines Unglücks und seiner Bestrafung herauskommen mußte. Einen Bestraften wollte eben Niemand in

seinen Diensten haben, wie hoch und theuer er auch gelobten mochte, treu seine Pflicht zu erfüllen, und wie beredt auch ein makelloses Vorleben zu seinen Gunsten sprechen mochte. Nach hundert mißlungenen Versuchen und zahllosen qualvollen Demüthigungen überzeugte er sich endlich, daß an ein Fortkommen in dem erlernten Berufe nicht mehr zu denken sei. Und er beugte sich unter diese Gewißheit, obgleich die Strafe schon viel härter war, als er sie verdient hatte. Er war bereit, jede, auch die niedrigste Arbeit zu verrichten, wenn sie ihm nur die Möglichkeit gewährte Weib und Kind vor dem äußersten Elend zu schützen. Ich habe, als ich seine Vertheidigung übernahm, der Richtigkeit seiner Angaben nachgeforscht, und ich habe mich überzeugt, daß er nur die lautere Wahrheit gesprochen, indem er mir das Martyrium schilderte, welches nun für ihn begann. Ein Glaswaarenhändler nahm ihn als Hausknecht in seinen Dienst. Er war der Erste gewesen, der ihn nicht nach der Vergangenheit und nach Empfehlungen gefragt hatte, und schon nach vier Wochen erhöhte er sein Gehalt, weil er mit den Leistungen des fleißigsten und anstelligsten Hausdieners ganz besonders zufrieden war. Da aber erschien eines Tages ein Kriminalschutzmann in dem Geschäft, um sich nach einem gewissen Fenzke und nach

seinem Verhalten zu erkundigen. Der Glaswaarenhändler erfuhr mit Entsetzen, daß er ahnungslos einen bereits bestraften Menschen beschäftigt habe, und er beeilte sich natürlich, ihn noch an demselben Tage mit dem Ausdruck seiner tiefsten Entrüstung davon zu jagen. Von da an hatte Fenzke nicht mehr den Muth, sich um eine feste Stellung zu bewerben; denn er wußte ja jetzt, daß das Ende immer das nämliche sein würde. Er bot seine Dienste jetzt nur noch als gewöhnlicher Arbeiter an, und da er längst keinen Stolz mehr hatte, galt es ihm ganz gleich, welcher Art die Verrichtungen waren, die man ihm auftrug. Er war froh, wenn er von einem Tage zum anderen das Leben fristen konnte, und er nahm es mit einer gewissen stumpfen Ergebung wie etwas Selbstverständliches und Unabänderliches hin, wenn man ihn mit groben Worten entließ, weil ein Zufall seine Bestrafung an den Tag gebracht hatte, oder wenn seine ungebildeten Arbeitskameraden ihn in ihrer rohen Weise deshalb verhöhnten. Aber die doppelte Last, die er zu tragen hatte, wurde bald zu schwer für seine schwache Konstutition. Eines Tages, als er im glühenden Sonnenbrand mit anstrengenden Erdarbeiten beschäftigt war, wurde er von einem heftigen Bluthusten befallen, und der Armenarzt, der ihn untersuchte, erklärte mit nüchterner Be=

stimmtheit rund heraus, daß er nur noch wenige Wochen leben würde, wenn er versuchen wollte, diese Art von Arbeit fortzusetzen. Ich weiß nicht, ob man einer besonders lebhaften Einbildungskraft bedarf, um sich auszumalen, was nun folgte. Die grimme Noth wuchs von Tag zu Tage. Alles, was von Kleidung und Hausrath noch einen gewissen Geldwerth hatte, wanderte zum Pfandleiher oder zum Trödler, und Frau Fenzke saß ganze Nächte hindurch über den Näharbeiten, die ihr mit wahren Jammerlöhnen bezahlt wurden. Und als sie Nadel und Scheere endlich niederlegen mußte, weil die Geburt des zweiten Kindchens unmittelbar bevorstand, da waren der Verzweiflung Thür und Thor geöffnet, und Alles brach über den Unglücklichen zusammen. In jenen Tagen war es, wo Fenzke, nachdem sein Gesuch um Arbeit überall seines krankhaften Aussehens wegen abgeschlagen worden war, seine zweite Strafthat beging. Er benutzte seine Kenntniß von den Geschäftsverhältnissen des Glaswaarenhändlers, um auf seinen Namen eine kleine Geldsumme zu erlangen, und er machte sich dadurch eines Betruges schuldig, der ohne Zweifel gesetzlich gestraft werden mußte. Man hat ihn trotz seiner Rückfälligkeit nur zu einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten verurtheilt, weil auch die Richter, nach-

dem sie die Geschichte seines Unglücks gehört, wohl die Empfindung hatten, daß neben ihm auf der Anklagebank unsichtbar noch ein Mitschuldiger saß, auf welchen der bei Weitem größere Theil der Verantwortung entfiel. Dieser Mitschuldige, gnädige Frau, ist eben die feige und mitleidslose menschliche Gesellschaft — und wenn die harten Worte, welche diese arme Frau vorhin aus Ihrem Munde vernehmen mußte, dereinst wirklich zur Wahrheit werden sollten, wenn aus dem Unglücklichen nun in der That ein Müßiggänger und ein gewohnheitsmäßiger Verbrecher würde, so müßte die Verantwortung dafür schwer auf die Seelen Derjenigen fallen, welche versäumten, dem Sinkenden die Hand entgegen zu strecken, als es noch Zeit gewesen wäre, ihn zu retten."

Wiederholt noch hatte die Baronin Miene gemacht, ihn mit sehr beleidigtem Gesicht zu unterbrechen. Aber sie hatte wahrgenommen, daß die Augen der Komtesse mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen hingen, und es war offenbar allein die Rücksicht auf ihre junge Begleiterin gewesen, welche sie bestimmt hatte, den Rechtsanwalt bis zu Ende anzuhören. Mehr an diese als an sie selbst schien denn auch der größte Theil seiner Ausführungen gerichtet zu sein, und nur seine letzten, tiefernsten Worte galten

mit dem schwerem Vorwurf, den sie enthielten, lediglich der hochmüthig dreinblickenden Dame mit den blitzenden Brillantohrringen.

„Ohne Zweifel war es eine Wiederholung Ihres Plaidoyers, mit der Sie uns da beglückt haben, mein Herr," sagte sie jetzt höhnisch, „und es war gut für Ihren Schutzbefohlenen, daß Sie vorgestern ein empfänglicheres und dankbareres Publikum hatten, als heute. Im zermalmenden Bewußtsein meiner Schuld thäte ich ja gewiß am besten, mich auf der Stelle zurückzuziehen; aber meine Christenpflicht verbietet mir, diese arme Frau entgelten zu lassen, was in Ihren Worten vielleicht Beleidigendes für mich war. — Ich bin auch diesmal bereit, Frau Fenzke, Ihnen im Namen unseres Vereins eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Aber ich habe Ihnen eine ganz bestimmte Bedingung zu stellen. Da es uns darum zu thun ist, unseren Schützlingen nicht nur vorübergehend zu helfen, sondern vielmehr soweit es in Menschenhand gegeben ist, für alle Zukunft dem Verderben zu entreißen — und da wir die Ueberzeugung haben daß es die verbrecherischen Neigungen Ihres Mannes sind, welche Sie in's Elend gebracht — so machen, wir zur unerläßlichen Voraussetzung für unsere Hilfe, daß Sie sich von diesem Menschen scheiden lassen.

Seine wiederholte Bestrafung und seine erwiesene Unfähigkeit, eine Familie zu erhalten, geben Ihnen, wie der Herr Rechtsanwalt vielleicht freundlichst bestätigen wird, die Mittel dazu in die Hand, und ich erwarte von Ihnen eine bestimmte und bündige Erklärung, daß Sie sich unserer Bedingung, die selbstverständlich nur in Ihrem eigenen Interesse und im Interesse Ihrer Kinder gestellt wird, unterwerfen."

Die Frau, welche sich während der Unterhaltung ihrer Besucher scheu in eine Ecke der Küche zurückgezogen hatte und dort mit ihrem Kinde wie gebrochen auf einem Holzstuhl niedergesunken war, sah mit entsetztem und flehendem Ausdruck zu dem harten Gesicht der Baronin auf.

„Nein, gnädige Frau," sagte sie leise und mit von Thränen halb erstickter Stimme, „das werden Sie nicht im Ernst von mir verlangen. Er ist ja nur um unsertwillen so weit gekommen; denn wenn er allein gewesen wäre, hätte er sicherlich lieber freiwillig den Tod gesucht, ehe er seine Hand nach fremdem Gut ausstreckte. Weil er mich und die Kinder vor dem Verhungern schützen wollte, ist er ein Dieb geworden — wie dürfte ich ihn da in seinem schrecklichen Unglück verlassen."

„Ist das vielleicht auch Ihre Meinung, Herr

Doktor?" wandte die Baronin sich an den Rechtsanwalt. „Nach der glänzenden Vertheidigungsrede, welche Sie ihrem Manne soeben gehalten, wird Frau Fenzke vermuthlich Ihrer Ansicht eine ganz besondere Bedeutung beilegen."

„Sie bedarf, wie wir soeben gehört haben, meines Rathes nicht, gnädige Frau! Ihr eigenes Empfinden hat ihr bereits den richtigen Weg gezeigt!"

Die vornehme Wohlthäterin wandte sich mit einem Achselzucken ab. „Sie wird dann, wie ich hoffe auch unserer Unterstützung nicht bedürfen. Denn ich bin an den Beschluß des Vereinsvorstandes gebunden und kann an demselben um so weniger etwas ändern, als er ganz meiner eigenen Anschauung entspricht. Ich empfehle Ihnen, Frau Fenzke, sich meinen wohlgemeinten Vorschlag noch einmal zu überlegen. Oder weisen Sie denselben schon jetzt entgiltig zurück?"

„Ich kann nicht anders, Frau Baronin! Eher will ich mit meinen armen Kindern in die Spree gehen, als daß ich von meinem Manne lasse. Vielleicht wären wir da unten auch am besten aufgehoben."

„Versündigen Sie sich nicht, Frau!" mahnte die Baronin streng. „Sie machen Ihre Lage nicht besser dadurch, daß Sie sich mit so frevelhaften Gedanken tragen. — Auf den Beistand unseres Vereins aber

rechnen Sie künftig nicht mehr! Wir sind zusammengetreten, um unverschuldete Noth zu lindern; Sie aber werden nicht länger berechtigt sein, Ihr Geschick als ein unverdientes zu betrachten. — Kommen Sie, meine liebe Komtesse Hertha, wir haben keine Veranlassung, uns noch weiter hier aufzuhalten."

Ihr Blick glitt über den Rechtsanwalt hinweg, wie wenn da, wo er stand, nur leere Luft gewesen wäre, und mit stolz erhobenem Haupte ging sie zur Thür. Die junge Komtesse aber beugte sich noch einmal über das kleine wimmernde Wesen in dem Waschkorbe, und ein leises Klirren wurde dabei vernehmbar. Dann erst schickte sie sich an, der Baronin, die bereits mit hoch aufgerafftem Kleide an der Thür der Lumpensammlerin vorüberging, zu folgen Und ehe sie das Zimmer verließ, reichte sie der weinenden Frau ihre schmale Hand.

„Fassen Sie Muth!" sagte sie mit weicher Stimme, aus der die ganze Innigkeit eines echten, tiefen Mitleids klang. „Und lassen Sie sich nicht wankend machen in dem Entschluß, treu und standhaft bei Ihrem unglücklichen Manne auszuharren. Auch Ihnen werden wieder bessere Tage anbrechen, und ich verspreche Ihnen, daß ich Sie nicht mehr aus den Augen verlieren werde."

Sie wandte sich nach Doktor Mohrungen um und grüßte ihn freundlich, während ein leichtes Erröthen über ihre Wangen ging. Es war fast etwas wie Dankbarkeit in dem Blick gewesen, der das bärtige Antlitz des jungen Anwalts gestreift hatte. Wenige Sekunden später aber war auch ihre schlanke Gestalt aus dem niederen Kellerstübchen verschwunden.

Der Doktor, den die schlechte Behandlung von Seiten der Baronin wenig berührt zu haben schien, da er ganz und gar nicht verstimmt aussah, trat an den Korb des kleinen Kindchens und rief dann auch die leise schluchzende Frau heran.

„Es ist eine edle Helferin bei Ihnen eingekehrt, Frau Fenzke,“ sagte er mit verhaltener Bewegung. „Und ich denke, Sie können darüber wohl die grausamen Worte dieser hochmüthigen Frau vergessen.“

„Gold!“ rief die Ueberraschte fast erschrocken auf. „Vier — fünf Zwanzigmarkstücke! Aber das kann ja nicht sein — es ist gewiß nur ein Versehen von der jungen Dame gewesen, und ich muß ihr das Gold zurückgeben.“

Sie machte wirklich Miene, diesen Vorsatz auszuführen; Mohrungen aber hielt sie davon zurück.

„Nicht doch! Ich verbürge mich dafür, daß es die Absicht der Dame war, Ihnen diese Summe zukommen zu lassen. — Kennen Sie ihren Namen?“

„Nein! Ich sah sie heute zum ersten Male! Aber ist es denn möglich! Hundert Mark! Wahrlich, so lange es noch solche Menschen gibt wie Sie, Herr Rechtsanwalt, und wie diese schöne junge Komtesse, so lange braucht man den Muth zum Leben nicht zu verlieren.

In ihrer überströmmenden Herzensfreude machte sie eine Bewegung, als ob sie ihm die Hand küssen wollte; aber er verwehrte ihr dieses Beginnen mit Entschiedenheit und griff rasch nach seinem Hute.

„Meine Verdienste um Sie sind bis jetzt noch sehr gering, liebe Frau! Aber Sie kennen ja nun meinen Namen und meine Wohnung, und Sie wissen, daß ich für Sie künftig immer zu sprechen sein werde.“

Er gab ihr die Hand und streichelte dem Kinde auf ihrem Arm liebkosend die schmale Wange. Dann ging auch er, und ein tiefer Athemzug hob seine Brust, als er den dumpfen, modrigen Keller hinter sich hatte. Auf seinem männlichen Gesicht war ein Ausdruck

ruhigen Ernstes; zuweilen aber leuchtete es eigenthümlich in seinen Augen auf, wie wenn die Erinnerung an etwas besonders Schönes und Herzerhebendes durch seine Seele ginge.

Fünftes Kapitel.

Durch das alterthümliche Sandsteinportal, welches den Eingang in den Vorderhof von Schloß Hohenstein bildete, rollte ein ziemlich bescheiden aussehender Miethswagen. Der Kastellan des Schlosses beeilte sich denn auch nicht sonderlich, aus seinem behaglichen Zimmerchen in den trüben Regentag hinauszutreten, um den Schlag zu öffnen. Er hatte erkannt, daß es der alte schäbige Landauer des Fuhrhalters von der nächsten Eisenbahnstation sei, und mit Bedientenscharfsinn hatte er geschlossen, daß ein Besuch, welchem Seine Durchlaucht nicht einmal einen Wagen an die Bahn geschickt habe, unmöglich von besonderer Bedeutung sein könne.

Er war nicht wenig überrascht, als er in dem Herrn, welcher zuerst ausstieg, den Grafen Adelhard Hohenstein erkannte und als er sah, daß nach ihm, leicht auf die dargebotene Hand des Grafen gestützt, eine wunderschöne junge Dame den Wagen verließ. Nun verzog sich sein mürrisches Lakaiengesicht natürlich

sofort zum allerunterthänigsten Grinsen, in tiefer Verbeugung erwartete er die Anrede des Grafen.

Dieselbe fiel trotz des mangelhaften Diensteifers sehr gnädig aus; denn Adelhard, der etwas abgespannt und überdies ein wenig befangen aussah, klopfte dem Alten herablassend auf die Schulter und sagte: „Guten Tag, Hagemann! Das ist eine Ueberraschung — wie? Niemand hat eine Ahnung von unserer Ankunft. Mein Oheim befindet sich doch wohl?"

„Seine Durchlaucht sind den Umständen nach bei bester Gesundheit, Herr Graf."

„Und meine Base? Ist sie auf Schloß Hohenstein anwesend?"

„Zu dienen, Herr Graf! Die gnädigste Komtesse ist vor einigen Tagen in Begleitung des Grafen Wenzel von Berlin zurückgekehrt."

Raffaella's Gesicht verfinsterte sich ein wenig. „Graf Wenzel hat, wie es scheint, ein bewunderungswürdiges Ahnungsvermögen," sagte sie in italienischer Sprache zu ihrem Gatten. „Es wäre vermuthlich viel besser gewesen, wenn Du meinem Wunsche nachgegeben und schon vor einer Woche die Reise hierher angetreten hättest."

Adelhard antwortete nicht, aber er ertheilte dem durch ein Glockenzeichen des Kastellans herbeigerufenen

Diener den Auftrag, ihn bei seiner Durchlaucht zu melden. Dann führte er seine Gemahlin mit der Sicherheit Jemandes, der sich als zum Hause gehörig betrachten darf, über die breite Marmorstiege in das erste Stockwerk hinauf, wo ihnen der Diener die Flügelthüren eines großen Empfangsraumes öffnete.

Es war der steife Prunk eines alten, hocharistokratischen Herrensitzes, der sie hier umgab. Spiegelblanker Parquetboden, mächtige Kronleuchter aus glitzerndem Bergkrystall, hohe, geradlehnige Sessel mit etwas verschossenen Brokatüberzügen rings umher an den reichverzierten Wänden, und oben an der Decke ein unverständliches, mythologisches Gemälde von der Hand eines Meisters aus dem achtzehnten Jahrhundert mit verbleichenden Farben und hier und da schon verwischten Konturen.

„Fürst Chlodwig ist ein erklärter Feind aller Restaurationen," sagte Graf Adelhard, der eine gewisse Aufregung nur unvollkommen zu verbergen vermochte. „Auch sind die großen Empfangs- und Festräume schon seit mehreren Jahren kaum noch in Benutzung genommen worden."

Raffaella's Blick war ziemlich gleichgiltig über die vom Zahn der Zeit bereits merklich benagte Pracht ihrer Umgebung dahingeflogen.

„Es ist kalt und unbehaglich wie in den meisten eurer deutschen Schlösser," sagte sie fast geringschätzig. „Man hat in Deinem Vaterlande kein Verständniß für die Poesie des Lichtes und der Farben."

Er schwieg und fing an, unruhig auf und nieder zu schreiten. Als mehrere Minuten vergangen waren, ohne daß der Diener zurückgekehrt wäre, machte er endlich nicht länger ein Hehl aus seiner bisher nur schlecht unterdrückten Aufregung.

„Es war ein sehr thörichter Gedanke, unter den obwaltenden Verhältnissen ohne jede vorherige Anmeldung hereinzuschneien. Du siehst, Raffaella, daß man allem Anschein nach durchaus nicht Miene macht, uns mit offenen Armen zu empfangen.

„Aber man wird doch wenigstens genöthigt sein, uns zu empfangen," erwiederte die junge Frau gleichmüthig. „Wer weiß, ob man nicht eine Möglichkeit gefunden hätte, dem auszuweichen, wenn man auf unser Kommen vorbereitet gewesen wäre."

Nun endlich zeigte sich die Gestalt des Dieners in der Thür. Er verbeugte sich tief und meldete: „Der Herr Graf v. Hohenstein wird sogleich erscheinen."

Adelhard sah den Lakaien verblüfft an und grub dann die Zähne in die Unterlippe. Raffaella aber fuhr heftig auf.

„Was bedeutet das? Sie müssen Ihren Auftrag falsch verstanden haben. Wer war es, der Ihnen denselben ertheilte?“

„Der Herr Lieutenant selbst, Frau Gräfin!“

„Nachdem Sie bei Seiner Durchlaucht unsere Ankunft gemeldet hatten?“

„Zu dienen, Frau Gräfin!“

„Es ist gut!“ schnitt Adelhard das von seiner Frau begonnene Verhör kurz ab. „Sie können sich entfernen!“

Aber als sie allein waren, trat er mit einigen raschen Schritten auf Raffaella zu. „Laßt uns gehen!“ sagte er, und seine Stimme war heiser in mühsam unterdrücktem Zorn. „Ich machte mich einer unverzeihlichen Schwäche schuldig, als ich um Deiner Laune willen Dich und mich dieser Demüthigung aussetzte. Bei der rücksichtslosen Art des Fürsten hätte ich ja einen solchen Empfang voraussehen müssen.“

Er bot ihr den Arm, doch Raffaella nahm denselben nicht an. „Nein!“ erklärte sie mit voller Entschiedenheit. „Ich wünsche zu erfahren, was Graf Wenzel uns zu sagen hat. Vielleicht kann er diesmal wenigstens nicht umhin, uns sein wahres Gesicht zu zeigen.“

Und nun wäre es in der That bereits zu spät

gewesen, der Begegnung mit dem Husarenoffizier auszuweichen; denn wenige Sekunden später stand Wenzel vor ihnen, in einen eleganten Jagdanzug gekleidet und mit einem Ausdruck lebhaften Bedauerns auf dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht.

„Ich lege mich Ihnen zu Füßen, verehrte Base!“ sagte er, Raffaella die Hand küssend. „Guten Tag, Adelhard! So also sieht man aus, wenn man geradeswegs aus dem Paradiese kommt!“

„Lassen wir die Redensarten!“ fiel ihm sein Vetter mit einer Schärfe in's Wort, die dem Wesen des ehemaligen Diplomaten sonst fremd war. „Du siehst, in welcher Lage wir uns befinden. Onkel Chlodwig weigert sich, uns zu empfangen?“

Graf Wenzel drehte an seinem langen blonden Schnurrbart. „Ich gäbe wer weiß was d'rum, wenn ich Dir auf diese Frage mit Nein antworten könnte. Aber Du kennst ja den leidigen Eigensinn des Fürsten und Du weißt, daß es ganz unmöglich ist, mit ihm zu reden, wenn er einmal seinen Eisenkopf auf etwas gesetzt hat.“

„Hat er Dir einen bestimmten Auftrag für mich ertheilt, Wenzel?“

„Hm! Allerdings! Aber einen Auftrag, den ich mit Deiner Einwilligung lieber für mich behalten

möchte. Er ist zornig, und in der Erregung wägt man seine Worte nicht so genau. Warum auch mußtet ihr ohne vorherige Anmeldung hierher kommen? Es war — ehrlich gesprochen — nicht gerade ein meisterhafter diplomatischer Schachzug, mein lieber Adelhard."

„Ich bitte Dich, auf jede Kritik meiner Handlungsweise zu verzichten; denn es wäre jetzt nicht der rechte Augenblick, Dir ihre Beweggründe auseinander zu setzen. Aber ich wünsche zu erfahren, welcher Art die Weisung war, mit der Onkel Chlodwig Dich hierher geschickt hat. Was soll es nützen, wenn wir Versteckens damit spielen!"

„Aber Du mußt doch fühlen, eine wie fatale Aufgabe das für mich ist. Schon die Rücksicht auf Deine verehrte Gemahlin gebietet mir —"

„O, ich bitte Sie dringend, Graf Wenzel, keinerlei Rücksicht auf mich zu nehmen," unterbrach ihn Raffaella ironisch. „Ich bin von Ihrer freundschaftlichen Theilnahme so fest überzeugt, daß ich gewiß nicht daran denken werde, Ihnen einen Antheil zuzuschreiben an der unerhörten Beleidigung, die uns hier widerfährt. Die Beweise, welche Sie uns bisher von Ihrer Uneigennützigkeit gegeben, waren ja bisher überzeugend genug."

Mit bewunderungswerther Unbefangenheit gab sich

der Husar den Anschein, als habe er den Sarkasmus ihrer Worte gar nicht bemerkt.

„Ich hoffe es, meine gnädige Base! sagte er, sich artig gegen sie verneigend. „Und ich bitte Sie, mir diese wohlwollende Gesinnung auch in der überaus peinlichen Lage zu erhalten, in der ich mich momentan Ihnen gegenüber befinde. Wenn es möglich wäre, durch die Mittel der Ueberredung irgend welchen Einfluß auf den Fürsten zu gewinnen, hätte ich sicherlich nichts unversucht gelassen, ihn umzustimmen. Aber Ihr Gemahl wird mir bestätigen können, daß man leichter einen gereizten Stier durch gütliches Zureden besänftigt, als ihn."

„Es bedarf keiner Entschuldigung!" sagt Adelhard unmuthig, „denn es fällt mir nicht ein, Dich verantwortlich zu machen für Deinen Auftrag. Aber unsere Lage ist eine zu unwürdige, als daß ich sie ohne Noth verlängern möchte. Kurz und gut also: was hast Du mir im Namen des Fürsten zu sagen?"

„Daß er Deine Ehe als ungiltig und als gar nicht vorhanden ansieht, und daß er einer Dame, die —"

Er stockte; doch Raffaella blitzte ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an. „Nun — warum vollenden Sie nicht, Graf Wenzel? Sie hören ja, daß

Sie nicht verantwortlich gemacht werden sollen für Ihre Botschaft."

„Es ist abscheulich; aber da Sie einmal darauf beharren: daß er einer Dame, die sich unter solchen Umständen Deine Frau nennt, in seinem Hause nicht zu begegnen wünscht."

Raffaella sprach kein Wort; aber sie war todtenblaß geworden, und ein leidenschaftlicher, haßsprühender Blick traf das Antlitz des Grafen. Adelhard athmete schwer. Auch er antwortete nicht sogleich; denn er schien unentschlossen, was er thun solle, um Genugthuung zu erlangen für einen solchen Schimpf. Erst nach einer langen, drückenden Pause sagte er mit erzwungener Ruhe: „Da die Beleidigung von einem Manne ausgeht, von dem ich ritterliche Satisfaktion nicht zu fordern vermag, trifft sie meine Ehre oder die Ehre meiner Gemahlin nicht. Sage dem Fürsten, daß ich tief beklage, die Gastfreundschaft seines Hauses auch nur eine Viertelstunde lang in Anspruch genommen zu haben, und sage ihm weiter, daß ich die verwandtschaftlichen Bande, die mich mit ihm verknüpften, als für immer zerrissen betrachte. — Komm, Raffaella! Schon viel zu lange duldeten wir dieses Dach über unseren Häuptern."

Diesmal legte sie die Hand in seinen dargebotenen

Arm; aber mit dem beißendsten Hohn, den sie ihrer schönen, tiefgefärbten Stimme zu geben vermochte, wandte sie sich gegen den Husarenlieutenant.

„Sie hatten recht, Graf Wenzel: einen meisterhaften diplomatischen Schachzug haben wir nicht gethan. Wir hatten eine feindliche Figur übersehen, die gefährlicher ist, als wir es annehmen konnten. Aber noch ist die Königin nicht geschlagen, und der heimtückische Springer mag sich in Acht nehmen, daß er nicht unversehens selber aus dem Spiel verschwindet.“

„Raffaella!“ wolle Adelhard unwillig mahnen; aber er sprach das Wort nicht vollständig aus, verstummt unter dem Eindruck der Ueberraschung, die ihm der Eintritt einer von hastigem Laufen fast athemlosen jungen Dame bereitete. Sie war schlank und geschmeidig, eine echt aristokratische Erscheinung, und ein liebreizendes, blondhaariges Köpfchen erhob sich auf dem weißen, feingebildeten Halse.

„O, Gott sei Dank, daß ich Dich noch finde, Adelhard!“ rief sie mit überzeugender Herzlichkeit, ihm schon aus der Entfernung von einigen Schritten beide Hände entgegenstreckend. „Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen! Tausendmal wünsche ich Dir Glück zu Deiner Verheirathung. Willst Du nicht die Freundlichkeit haben, mich auch Deiner Frau vorzustellen?

Graf Adelhard, der ihr in sichtlicher Verwirrung die Hand geküßt hatte, sagte befangen, indem er sich gegen Reffaella wandte: „Meine Base Komtesse Hertha Hohenstein — die Tochter des Fürsten Chlodwig —"

Man konnte sich keine auffälligere Veränderung vorstellen als die, welche sich plötzlich auf dem Antlitz der ehemaligen Sängerin vollzogen hatte. An die Stelle des zornig düsteren Ausdrucks war ein wahrhaft bezauberndes Lächeln getreten, und sie umarmte die etwas zaghaft zu ihr aufblickende Hertha mit beinahe stürmischer Zärtlichkeit.

„Ihre Güte macht mich namenlos glücklich, Komtesse," sagte sie weich. „Ich werde stolz sein, wenn es mir gelingt, Ihre Freundschaft — nein, Ihre Liebe zu gewinnen."

„O, ich zweifle nicht daran, daß wir Freundinnen sein werden; denn meines anspruchsvollen Vetters Wahl kann nicht anders als trefflich gewesen sein. Welch' ein Unglück, daß wir nicht gleich jetzt Gelegenheit haben sollen, einander näher kennen zu lernen!"

Raffaella suchte mit jenem raschen, lauernden Blick, der ihren dunkeln Augen zuweilen eigen war, in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen. „Sie wissen also bereits, Komtesse? fragte sie halblaut, da die beiden Herren jetzt um einige Schritte zur Seite getreten

waren. „Und Sie haben den Zorn Ihres Vaters gewagt, um mich liebenswürdig wie eine Schwester zu begrüßen?

„Wie hätte ich anders gekonnt, da Ihnen doch meinem Gefühl nach so bitteres Unrecht geschah!“ gab Hertha mit reizender Offenheit zurück. „Sie dürfen nicht in Zorn und Groll aus diesem Hause scheiden, das Sie doch, wie ich zuversichtlich hoffe, binnen Kurzem als eine zweite Heimath betrachten werden.“

Raffaella seufzte wehmüthig auf.

„Wie gut und wie großmüthig Sie sind. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen das niemals vergessen werde.“

„O nicht doch!“ wehrte Hertha beschämt. „Ich habe ganz gewiß keinen Dank verdient. Da wir jetzt nahe Verwandte sind, und da mein Vetter Sie so lieb hat, ist es doch wohl ganz natürlich, daß wir zusammenhalten.“

„Und fürchten Sie nicht, daß Fürst Hohenstein erfahren könnte, was Sie jetzt gethan? Besorgen Sie nicht, seinen Unwillen damit zu erregen?“

Ein bestrickend liebenswürdiges Lächeln erschien auf Hertha's feinem Gesichtchen.

„O nein! Mein Vater ist nicht so schlimm, als Sie es jetzt wohl leider annehmen müssen. Wohl

kann er recht beharrlich sein in seinem Groll, wenn er eines seiner geheiligten Prinzipien verletzt glaubt oder wenn er sich persönlich beleidigt fühlt; aber in Wahrheit ist ihm hier doch wohl weder das Eine noch das Andere geschehen, und ich bin sicher, daß er sich über kurz oder lang davon überzeugen lassen wird. Auch Sie werden ihn gewiß noch von einer liebenswürdigeren Seite kennen lernen, als es heute der Fall gewesen."

Zwischen den beiden Vettern hatte unterdessen eine Auseinandersetzung stattgefunden, die trotz ihrer kurzen Dauer und trotz des Flüstertones, in dem sie vor sich gegangen war, augenscheinlich einen recht lebhaften Charakter gehabt hatte. Nun trat Adelhard wieder auf die Damen zu und wandte sich an die Komtesse.

„Ich danke Dir aufrichtig für Dein verwandtschaftliches Benehmen, liebste Hertha! Aber Du begreifst, daß wir unsern Aufenthalt in einem Hause, in welchem man uns so unzweideutig die Thür gewiesen, nicht ohne Noth verlängern dürfen. Vielleicht können wir uns binnen Kurzem auf neutralem Boden wieder begegnen. Bis dahin ein herzliches Lebewohl!"

Auch Raffaella verabschiedete sich von der jungen Gräfin in der zärtlichsten Weise. Der Husarenlieute-

nannt verbeugte sich jetzt ziemlich steif, und nur ein paar Schritte weit gab er den Neuvermählten bei ihrem Fortgehen das Geleit. Hertha war an eines der großen Bogenfenster getreten und winkte mit dem Taschentuche, als vom Hofe herauf das Geräusch der davonrollenden Wagenräder vernehmlich wurde. Erstaunt wandte sie den Kopf, da sie fühlte wie die Hand des Grafen Wenzel sich hindernd auf ihren Arm legte.

„Ich begreife Dich nicht, Hertha," sagte er in ernster Mißbilligung. „Dein Verhalten dieser Person gegenüber ist ja geradezu eine Demonstration gegen Deinen Vater, und Onkel Chlodwig würde guten Grund haben, Dir zu zürnen, wenn er es hätte beobachten können."

„O, ich werde ihm gewiß kein Geheimniß daraus machen. Vielleicht schon nach kurzer Zeit wird er mir Dank dafür wissen, daß ich bemüht gewesen bin, seine unbillige Härte wenigstens zu einem kleinen Theil wieder gut zu machen."

„Das möchte ich denn doch sehr bezweifeln. Fürst Chlodwig weiß sehr wohl, was er der Würde seines Hauses und der Ehre unseres Namens schuldig ist. Wenn er zum ersten Male die sprichwörtliche Gast-

freiheit der Hohenstein verleugnet hat, so that er es gewiß nicht ohne den allertriftigsten Grund."

„Ich habe mich bisher nicht viel um diese Dinge gekümmert, und es wird mir darum hoffentlich nicht als ein Verbrechen angerechnet werden, wenn ich in Adelhard's Heirath, weder etwas so Schreckliches für ihn, noch ein besonderes Unglück für uns erblicken kann. Er wird sicherlich kein anderes als ein achtungswerthes Mädchen zum Altar geführt haben, und die etwaigen Lücken in ihrer Ahnenreihe können ihn gewiß nicht hindern, glücklich zu sein."

Der Husarenlieutenant machte noch immer ein überaus ernstes Gesicht. „Was die Achtungswürdigkeit dieser Theaterprinzessin anbetrifft, so kann ich mich darüber mit einem jungen Mädchen nicht weiter unterhalten. Aber ich finde, daß Du sehr sonderbare Anschauungen und Gewohnheiten von Deinem letzten Berliner Aufenthalt mitgebracht hast, liebste Hertha! Ist diese merkwürdige Vorurtheilslosigkeit vielleicht auch eine Frucht des Samariterinnenkursus, den Dich die vereinswüthige Baronin Eckartstein durchmachen ließ?"

„Ich habe in diesem Samariterinnenkursus, wie Du meine Berliner Armenbesuche spöttisch nennst, al-

lerdings mancherlei gelernt," erwiederte sie ruhig, „wenn es auch nicht gerade die Baronin Eckartstein ist, der ich dafür zu Dank verpflichtet bin. Ich habe vor Allem gelernt, daß wir nicht allzu bereitwillig sein sollen, die Fehler und Verirrungen Anderer zu verdammen, und daß wir mit einem guten Wort oder mit einer menschenfreundlichen Handlung zur rechten Zeit leicht manchem schweren Unglück vorbeugen können."

„Eine kleine Philosophin also bist Du geworden? Möge nur der Himmel geben, daß Du nicht allzu viel Gelegenheit hast, Deine philanthropischen Maximen auch in Thaten umzusetzen."

„Ich weiß nicht, wie ich diesen Wunsch verstehen soll, Wenzel, und ich vermag, offen gestanden, überhaupt nicht recht zu begreifen, was Dich veranlaßt, eine so eingehende Kritik an meinen Aeußerungen und an meinen Handlungen zu üben."

„Habe ich Dich etwa gekränkt, Hertha?" fragte er rasch und in ganz verändertem zärtlich besorgtem Ton. „Das thut mir leid, denn Du weißt ja, wie weit entfernt ich von einer solchen Absicht bin. Was mich bestimmt, Dir einen freundschaftlichen Rath zu

ertheilen, wenn Du Dich einmal meinem Gefühl nach auf einem falschen Wege befindest, ist doch allein meine“ —

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern reichte ihm mit einem Lächeln, das ganz gegen ihre sonstige aufrichtige Art etwas gezwungen schien, die Hand.

„Ich glaube es Dir, Wenzel! Und ich bin Dir auch nicht böse. Wir wollen nach wie vor gute Kameraden bleiben.“

„Nur gute Kameraden, Hertha? Warum hinderst Du mich immer wieder geflissentlich daran, auszusprechen, daß ich Dir so gerne mehr — viel mehr sein möchte, als nur ein guter Kamerad? Fürchtest Du Dich so sehr vor der Nothwendigkeit, mir eine Antwort darauf zu geben?“

Da sah sie ihm offen in die Augen und erwiederte ruhig: „Ja ich fürchte mich davor! Denn ich wüßte wahrlich nicht, wie diese Antwort lauten sollte. Warum kann denn nicht vorläufig zwischen uns Alles beim Alten bleiben, Wenzel? Später werde ich Dir vielleicht einmal eine Antwort geben können, wie Du sie zu erhalten wünschest. Heute — Du darfst mir darum wirklich nicht böse sein! — heute könnte ich es nicht.“

Graf Wenzel küßte die kleine Hand, die er so lange in der seinigen behalten. Dann reichte er seiner Base den Arm und führte sie, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, dem an den Lehnstuhl gefesselten Fürsten wieder zu.

Sechstes Kapitel.

Mit dem eifrigen Studium eines ziemlich umfangreichen Aktenstückes beschäftigt, saß Doktor Herrmann Mohrungen in seinem einfach ausgestatteten Arbeitszimmer. Es war sieben Uhr Abends; die Sprechstunde des vielbeschäftigten Anwalts war vorüber, und die Schreiber in den Vorzimmern schickten sich an, ihr Tagewerk zu beenden. Da klopfte der Bureauvorsteher an die Thür des Privatkabinets und meldete: „Eine Dame, die ihren Namen nicht nennen will, wünscht den Herrn Rechtsanwalt zu sprechen."

Etwas unwillig über die Störung blickte Mohrungen auf. „Sagten Sie ihr denn nicht, daß meine Sprechstunden bereits vorüber ist?"

„Allerdings, Herr Doktor! Aber die Dame bestand darauf, angemeldet zu werden. Es handelt sich um eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit, wie sie sagt."

„Nun, so lassen Sie sie eintreten; aber geben Sie

ihr zu verstehen daß ich sehr stark in Anspruch genommen sei."

Er erhob sich und grüßte die Besucherin, die gleich darauf in der Thür erschien, mit leichter Verbeugung. Auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß ihm eine völlig Fremde gegenüber stand. Aber ihre auffallende Schönheit machte ihn fast betroffen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er höflich, indem er mit einladender Handbewegung auf den Sessel neben seinen Schreibtisch deutete. „Und mit wem habe ich die Ehre?"

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Namen noch für eine kurze Zeit zu verschweigen, Herr Doktor," erwiederte sie mit wohlklingender, etwas tief gefärbter Stimme. „Sie haben die Vertheidigung des Schauspielers Paul Wismar übernommen, nicht wahr?"

„Ja! Wünschen Sie mir eine Mittheilung in dieser Sache zu machen?"

„Vielleicht! Aber ich möchte mir die Freiheit nehmen, zuvor einige Fragen an Sie zu richten. Wie lautet die Anklage, welche man gegen ihn erhebt?"

„Sie lautet auf versuchten Mord."

„Ah, ist es möglich? Aber Sie halten doch wohl für ausgeschlossen, daß er dieses Verbrechens schuldig befunden werden könnte?"

Mohrungen machte eine Geberde der Ungewißheit. „Ich habe mich aller Prophezeihungen nach dieser Richtung hin entwöhnt. Ganz abgesehen von den Zufälligkeiten und Ueberraschungen, welche die Beweisaufnahme bei der Hauptverhandlung mit sich bringen kann, ist eine Jury von Geschworenen stets unberechenbar."

„Aber Sie selbst, Herr Doktor, haben Sie die Ueberzeugung von seiner Schuld?"

Er sah die Fragende aufmerksam an; dann erklärte er nach einem kurzem Zaudern: „Ich müßte Sie doch bitten, mir Ihren Namen und den Zweck Ihres Besuches mitzutheilen, ehe ich mich auf derartige Fragen auslassen könnte. Ich nehme ja keineswegs an, daß es nur müßige Neugier ist, welche Ihnen dieselben eingibt; aber ich bin schon durch die Rücksicht auf meinen Klienten genöthigt unbekannten Fragern gegenüber eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg eine kleine Weile; dann aber sagte sie plötzlich wie mit energischem Entschluß: „Einem Rechtsanwalt darf man ja, wie ich denke, ebenso unbegrenztes Vertrauen schenken, als einem Geistlichen oder einem Arzt. Ich gebe meine Ehre in Ihre Hand, indem ich Ihnen meinen Namen nenne, Herr Doktor! Aber ich bin

sicher, daß ich darum nichts zu fürchten habe! — Gräfin Raffaella Hohenstein!“

Mohrungen zeigte weder in Worten noch in Mienen irgend welche Ueberraschung. Er verneigte sich leicht, wie vorhin bei ihrem Eintritt, und erwiederte in seiner ruhigen Weise: „Sie dürfen in der That unbesorgt sein, Frau Gräfin! Und ich wüßte überdies kaum, was selbst ein Bekanntwerden Ihres Besuches Kompromittirendes für Sie im Gefolge haben könnte.“

„Nun, ich rechne jedenfalls fest auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit. Aber Sie sind mir noch immer die Antwort schuldig auf meine vorige Frage. Glauben Sie an Paul Wismar's Schuld?“

„Eine Gegenfrage zuvor, Frau Gräfin! Sie werden ja bei der Verhandlung, die in einigen Tagen stattfindet, als Zeugin aufzutreten haben. Sind Sie mit sich selber schon vollkommen im Reinen über das, was Sie dort unter Ihrem Eide aussagen werden?“

„Ich denke wohl! Meiner Ueberzeugung nach hatte Wismar nicht die Absicht, auf mich zu schießen.“

„Und wenn er selbst nun diese Absicht zugestände?“

„So würde ich darin nichts Anderes sehen, als eine überspannte Selbsttäuschung oder den komödi=

antenhaften Wunsch, selbst um den Preis eines Martyriums für das Publikum im Lichte eines tragischen Helden zu erscheinen."

„Aber die Kugel traf eine Vase, welche unmittelbar hinter Ihnen stand. Der Schluß war also unzweifelhaft in der Richtung nach Ihrem Platze hin abgefeuert worden."

Raffaella schien für einen Moment betroffen, dann aber sagte sie hastig: „Auch dies würde sich schließlich durch einen verhängnißvollen Zufall erklären lassen. Als ein unwiederleglicher Beweis für Wismar's mörderische Absicht kann es doch gewiß nicht gelten."

„An und für sich vielleicht nicht! Man würde an einen Zufall glauben können, wenn Sie ihm eine Fremde gewesen wären. Sie wissen, Frau Gräfin, daß dies nicht der Fall war, und daß Paul Wismar in jenem Augenblick recht wohl ein Verlangen fühlen konnte, Ihnen Böses zuzufügen."

„Nein, davon weiß ich nichts! Ich hatte ihm keine Veranlassung gegeben, mich zu hassen, sondern ich hielt ihn vielmehr für meinen guten Freund. Wie hätte er dazu kommen sollen, mir nach dem Leben zu trachten, da doch nicht das kleinste Zerwürfniß zwischen uns eingetreten war."

Ihre schwarzen Augen ruhten mit durchdrin-

gendem Blick in den seinigen. Er durchschaute ihre Absicht, und erwiederte ernst: „Ich bin im Besitz der Briefe, welche Sie bis zu Ihrer Verlobung an Wismar nach Petersburg gerichtet haben, Frau Gräfin, und ich glaube nicht, daß Sie die Echtheit derselben werden in Abrede stellen wollen.“

„Ah! Er hat diese Feigheit also wirklich begangen! — Und Sie denken daran, in der öffentlichen Gerichtsverhandlung Gebrauch von diesen Briefen zu machen?“

„Ich werde thun, was mir im Interesse meines Klienten geboten erscheint, Frau Gräfin!“

„Dies aber könnte doch unmöglich von irgend welchem Nutzen für ihn sein! Und es wäre ehrlos, eine schutzlose Frau zu kompromittiren!“

„Wenn es ohne Noth geschähe — gewiß! Hier aber handelt es sich um ein Menschenleben, und darum kann es hier keine andere Rücksicht geben, als die auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Paul Wismar gesteht zu, daß er in dem Augenblick, da er jenen Schuß abfeuerte, die Absicht gehabt habe, Sie zu tödten, und je nach den Beweggründen, welche ihn zu diesem Entschluß getrieben, je nach den Umständen, die im Moment der Ausführung vorlagen, wird seine That von den Richtern beurtheilt werden. An der Zubilligung

mildernder Umstände hängt hier das Schicksal eines Menschendaseins, und Sie selbst, Frau Gräfin, werden in Anbetracht dieser Gewißheit nicht die Absicht haben, aus Gründen selbstsüchtiger Natur die Wahrheit zu verschleiern. Sie werden nicht in Abrede stellen wollen, daß Wismar berechtigt war, sich als Ihren Verlobten zu betrachten und an die Wahrhaftigkeit einer Liebe zu glauben, die ihm mit so heißen Schwüren bekräftigt worden war. Sie werden vor den Geschworenen einräumen, daß Sie ihm die Treue gebrochen und es nicht einmal für nöthig erachtet hatten, ihm Mittheilung davon zu machen. Denn daß Sie einige seiner Briefe unbeantwortet ließen, konnte ihn wohl beunruhigen, aber es konnte ihm nicht als ein Beweis dafür gelten, das Sie Ihre Beziehungen zu ihm zu lösen wünschten oder in Wahrheit bereits gelöst hatten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel mußte ihn die zufällig von anderer Seite an ihn gelangte Kunde Ihrer unmittelbar bevorstehenden Vermählung treffen, wie etwas Unfaßbares und Unglaubliches, von dessen Wahrhaftigkeit er sich nicht durch eine briefliche Anfrage, sondern nur durch den Augenschein überzeugen konnte. Kontraktbrüchig, ohne Urlaub und fast ohne Mittel reiste er so wie er ging und stand, von Sankt Petersburg ab — zehn Minuten vor Beginn einer

Vorstellung, in welcher er die Hauptrolle hatte spielen sollen. Und während der endlos langen Eisenbahnfahrt beschäftigten seine Gedanken sich natürlich mit nichts Anderem als mit dem Treubruch der Geliebten. Er wollte nicht daran glauben, und doch bohrte die Furcht, daß es Wahrheit sein könnte, wie mit Messern in seinem schmerzenden Gehirn. In der Einsamkeit seines engen Coupé's hatte er leider nur zu viel Muße, sich alle grausamen Möglichkeiten mit den glühenden Farben einer lebhaften Einbildungskraft auszumalen, und als er dann endlich in Berlin ankam, seit mehr als vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf und Nahrung, das rasten in seinem Kopfe Vorstellungen und Pläne so wild durcheinander, daß er wohl schon damals kaum noch zurechnungsfähig war. Er dachte nicht daran, sich auszuruhen oder seinem ermatteten Körper durch Speise und Trank aufzuhelfen. Sein erster Weg vom Bahnhof war in Ihre Wohnung, und als er dort aus dem Munde einer ahnungslosen Dienerin erfuhr, daß man ihm die Wahrheit gesagt habe — daß Sie vielleicht gerade in dem nämlichen Augenblick die Gattin eines Andern geworden seien, da ging er schnurrstracks zu einem Waffenhändler, und mit dem Revolver, welchen er da erstanden, ohne einen Augenblick des Zauderns in das Restaurant, wo

er sicher war, Sie zu finden. Vielleicht — ja wahrscheinlich hatte er noch nicht die feste Absicht, Sie zu tödten, und erst als er Ihnen an der prächtigen, blumengeschmückten Hochzeitstafel Auge in Auge gegenüber stand, als ihm von Neuem überwältigend zum Bewußtsein kam, was er verloren hatte, und als zugleich der Anblick des glücklichen Nebenbuhlers an Ihrer Seite alle Furien der Eifersucht in seinem Herzen aufstachelte — erst da mag der fürchterliche Gedanke in ihm aufgestiegen sein, den Treubruch zu rächen, den man an ihm begangen, und Sie mit sich hinabzureißen in sein Verderben. Das Eine steht nach seiner eigenen Erklärung unumstößlich fest: in dem Augenblick, da er die Waffe aus der Tasche seines Mantels zog, war er entschlossen, Sie zu tödten, und nicht mit seinem Willen geschah es, daß die Kugel statt Ihrer nur die hinter Ihnen stehende Vase traf. Daran, noch einen zweiten Schuß auf Sie abzufeuern oder den Lauf des Revolvers gegen seine eigene Stirn zu richten, wurde er dann, wie Ihnen bekannt ist, durch die anwesenden Herren verhindert. Seine unglückselige That verdient Strafe; aber bei diesem Hergang der Dinge kann es kaum zweifelhaft sein, daß ihm mildernde Umstände zugebilligt werden müssen. Er war in seiner heiligsten Empfindung tödtlich be-

leidigt, war auf das Aeußerste gereizt worden — und die innere, bis zum Wahnsinn gesteigerte Aufregung, die Strapazen der beiden letzten Tage, seine hochgradige körperliche Ermattung — das Alles dient dazu die Schwere seines Vergehens zu mildern. Können Sie im Ernst erwarten, Frau Gräfin, daß er auf alle diese Vertheidigungsmittel und Entlastungsmomente Verzicht leiste, nur um Sie zu schonen? Und könnten Sie es geschehen lassen, wenn er selber etwa Willens wäre, Ihrem guten Ruf dieses Opfer zu bringen?"

„Er hat einen vortrefflichen Beistand in Ihnen gefunden, Herr Doktor," sagte Raffaella, die keinen Versuch gemacht hatte, ihn zu unterbrechen, ohne jede Ironie. „Ich sehe wohl, daß ich verloren bin, und da der Hauptverhandlung, wie man mir gesagt hat, schon eine eingehende Untersuchung der Sache voraufgeht, wird meine Person vermuthlich schon in dieser die nämliche Rolle gespielt haben, wie in Ihrer eben gehörten Schilderung."

Herrmann Mohrungen sah ein paar Sekunden lang wie unentschlossen vor sich hin, und blätterte in dem umfangreichen Aktenstück, auf dessen erster Seite Paul Wismar's Name stand. Dann sagte er langsam: „Nein, Frau Gräfin! Die wesentlichen Momente des

Sachverhalts kennt bis zu diesem Augenblick Niemand außer mir. Wismar ist dabei geblieben, jede Aussage zu verweigern, und nur meinem unermüdlichen Zureden ist es gelungen, ihm in einer Stunde tiefer Niedergeschlagenheit jene Erzählung und die Angabe des Ortes abzugewinnen, an welchem sich Ihre Briefe befanden."

In dem Antlitz Raffaella's leuchtete es auf. Nie zuvor hatte Herrmann Mohrungen zwei schöne Frauenaugen in so berückender, stummberedter Sprache auf sich gerichtet gesehen, als in diesem Moment.

„Und Sie also, Sie allein sind der unbarmherzige Gegner, von dem ich meine Vernichtung zu erwarten habe? Nur um Ihres Triumphes willen soll ich öffentlich gefoltert und zermalmt werden?"

„Nicht um meines Triumpfes, sondern um der Gerechtigkeit willen, Frau Gräfin! Und Sie werden mich auch nicht gerade zwingen, meiner Vertheidigung den Charakter sensationeller Enthüllungen zu geben. Sie werden vor mir zu Worte kommen, und wenn ich mein Plaidoyer beginne, werden die Geschworenen bereits wissen, daß Wismar's That zwar nicht zu entschuldigen, aber immerhin in einem milderen Lichte zu betrachten ist."

„Sie setzen mehr Vertrauen in meinen Muth und

in meine Opferwilligkeit, Herr Doktor, als ich es verdiene. Und Sie scheinen ganz zu vergessen, daß es auch mein Dasein ist, welches da auf einem Spiel steht; denn die Ehre einer Frau ist gleichbedeutend mit ihrem Leben. Sie sind in den Besitz meines Geheimnisses gelangt und ich brauche darum vor Ihnen nichts mehr zu verbergen. Ja, ich will noch weiter gehen und will Ihnen aus freien Stücken ein Geständniß machen, das Ihnen mein Hiersein wie meine Weigerung erklären wird. Mein Gatte wußte bis zu dem Tage unserer Verheirathung nichts von meinen Beziehungen zu Paul Wismar, und noch in dieser Stunde ahnt er nicht, bis zu welcher Innigkeit sie gediehen waren. Eine Erklärung wie die, welche Sie da von mir verlangen, oder gar eine Bekanntgabe der Briefe, die ich noch kurz vor meiner Verlobung an Wismar gerichtet habe, würde den Frieden meiner Ehe unwiederbringlich zerstören, und mich zu dem elendesten aller Geschöpfe machen. Begreifen Sie nun, weshalb ich niemals den Muth finden werde, jenes Bekenntniß abzulegen?"

Ihre Stimme bebte, und eine tiefe Traurigkeit war auf ihrem schönen Gesicht. Es war nicht zu verkennen, daß der ergreifende Ausdruck ihres Schmerzes auch auf den jungen Rechtsanwalt nicht ohne Wirkung blieb.

„Ihre Lage ist unter solcher Umständen in der That eine sehr bedauernswerthe, Frau Gräfin,“ sagte er. „Aber ich sehe leider keine Möglichkeit, zu Ihren Gunsten etwas daran zu ändern.“

„Weil Sie sie nicht sehen wollen,“ erwiederte sie heftig, sich etwas näher gegen ihn neigend und ihm unverwandt in's Gesicht blickend. „Wenn Wismar noch nichts verrathen hat, so ist es allein in Ihre Hand gegeben, mich zu retten oder mich zu verderben.“

„Sie sprechen, als ob es sich nur um mich und um meinen guten Willen handelte. In der That aber stehe ich im Dienste meiner Pflicht. Ich darf nicht nach rechts und nach links blicken bei der Erfüllung der Aufgabe, die ich einmal übernommen habe.“

„Und wenn ich Ihnen nun einen besseren Weg zur Rettung Ihres Klienten zeigen könnte — einen, der ihn vielleicht vor jeder Strafe bewahrt? Würden Sie sich weigern, ihn einzuschlagen, nur weil ich es war, die Ihnen den Rath dazu ertheilte?“

„Wenn mein Gewissen mir gestattet, ihn zu gehen — gewiß nicht, Frau Gräfin!“

„Ihr Gewissen! Das ist freilich ein sehr bequemes Wort für den, der sich um jeden Preis hinter eine Verschanzung zurückziehen will. Wie soll ich errathen

können, was Ihr Gewissen Ihnen erlaubt und was es Ihnen verbietet?“

„Ich denke, das zu errathen, wäre nicht so schwer. Mein Gewissen ist nicht anderes beschaffen als das eines jeden ehrlichen Mannes. Wenn ich den Weg, den Sie mir zeigen wollen, gehen kann, ohne mich einer Unwahrhaftigkeit schuldig zu machen, so werde ich gewiß nicht zaudern, ihn zu betreten.“

Wie eine Zorneswolke glitt es flüchtig über ihre Stirn, und ihre schlanken Finger zerknüllten nervös das Spitzentaschentuch, das sie in der Hand hielt. Aber ihre Stimme klang weich und demüthig, als sie antwortete: „Wenn Sie nun die Wahl hätten zwischen einer kleinen Unwahrheit, die Niemand schadet, und zwischen einer grausamen Wahrheit, die unter allen Umständen die Zukunft dreier Menschen vernichten müßte — würden Sie sich auch dann für die Wahrheit entscheiden?“

„Sobald es sich um die Erfüllung meiner Berufspflicht handelt — unbedingt! Als ein Mensch könnte ich in einem solchen Falle wohl in schwere Zweifel gerathen, als Rechtsanwalt aber würde ich niemals auch nur eine Sekunde lang schwanken dürfen.“

Raffaella athmete tief auf. Sie sah, daß ihre Schönheit und Verzweiflung tiefen Eindruck auf ihn

gemacht hatten; denn er war im Verlaufe ihres Gespräches blaß geworden, und zuweilen zuckte es ihm verrätherisch um Mund und Augen. Aber sie sah auch, daß er unerschütterlich war in seinem Pflichtbewußtsein und daß kein Mittel der Verführung, keine lockende Verheißung im Stande sein würde, ihn darin zu beirren Und doch gab sie ihre Sache noch nicht verloren.

„Sie haben mir vorhin gesagt, daß Sie von Ihrer Kenntniß des Sachverhalts und namentlich von meinen Briefen nicht ohne Noth Gebrauch machen würden. Ist das noch jetzt Ihre Meinung?"

„Allerdings! Was die Preisgabe Ihrer Briefe anbetrifft, Frau Gräfin, so würde ich nur mit Widerstreben und mit tiefem Bedauern meine Zuflucht zu diesem äußersten Mittel nehmen."

„Gut! Ich glaube Ihnen das; denn ich halte Sie für einen edlen Mann. Und Sie haben Mitleid mit dem Schicksal dieses armen Wismar — nicht wahr?"

„Gewiß! Ich beklage ihn aufrichtig, denn ich habe mich in meinem Verkehr mit ihm davon überzeugt, daß er im Grunde ein guter und edel veranlagter Mensch ist.

„Sie würden es also nicht für ein Unglück halten, wenn die Geschworenen ihn freisprächen, obwohl er

vielleicht in Wahrheit eine Minute lang die Absicht gehabt hat, einen Mord zu begehen?“

„Für ein Unglück — nein! Doch ich glaube nicht an diese Möglichkeit, Frau Gräfin!“

„Ich aber glaube daran — vorausgesetzt, daß Sie mich gewähren lassen und nicht in blind fanatischem Wahrhaftigkeitseifer meine Absichten durchkreuzen. Wollen Sie mir das versprechen, Herr Doktor?“

Mohrungen senkte unwillkürlich die Lider vor ihrem heißen Blick. „Wie könnte ich das, bevor ich diese Absichten kenne!“ sagte er, aber er sagte es zögernd und wie mit innerem Widerstreben. Raffaella wußte, daß sie in dem Kampf, welchen sie da führte, einen entscheidenden Vortheil errungen habe.

„Ich will Ihr Gewissen nicht belasten, indem ich Ihnen meinen Plan verrathe,“ fuhr sie hastig fort. „Und ich verlange von Ihnen nichts anderes, als die Zusage, daß Sie von meinem Geheimniß und von meinen Briefen nicht Gebrauch machen werden, sobald Sie aus dem Verlaufe der Gerichtsverhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß Wismar's Freisprechung zu erwarten ist. Wenn es wahr ist, daß mein Unglück Ihr Bedauern erregt, so können Sie nicht zögern, mir eine solche Zusage zu ertheilen.“

Er zögerte dennoch; aber ihre bestrickenden weiblichen Künste hatten seinen Widerstand besiegt.

„Träte ein solcher Fall wirklich ein, Frau Gräfin, so würde ich allerdings dem unverhofften Glück meines Klienten nicht durch eine Enthüllung der Wahrheit im Wege stehen. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich diese Wendung für eine höchst unwahrscheinliche halte, und daß ich jedenfalls nichts dazu beitragen werde, sie mit Hilfe unerlaubter Mittel herbeizuführen."

„O, ich bin jetzt, da ich Sie kennen gelernt habe, weit davon entfernt, das zu verlangen. Sie sollen sich nur neutral halten, wenn Sie sehen, daß der Sieg ohne Ihr Dazuthun erfochten werden kann. Gewinnen die Geschworenen die Ueberzeugung, daß Wismar nur einen möglichst theatralisch ausgeführten Selbstmord beabsichtigt habe, so können sie ihn doch unmöglich im Sinne der Anklage schuldig sprechen, nicht wahr?"

„Nein! Aber daran ist nicht zu denken, sobald er bei seiner Vernehmung das Geständniß wiederholt, welches er mir abgelegt hat."

„Er wird es nicht thun!" erklärte Raffaella mit voller Zuversicht. „Wenn er einmal den Entschluß gefaßt hat, mich durch sein Schweigen zu schonen, so wird er diesen Entschluß auch durchführen bis zum letzten Augenblick. Eben die männliche Festigkeit seines

Charakters war es ja, die mich zu der Selbsttäuschung verführte, daß ich ihn liebe; denn ich habe für keine andere Tugend so viel Bewunderung, als gerade für diese."

Es lag eine eigenthümliche Bedeutung in diesen letzten Worten und in dem Augenaufschlag, mit dem sie sie begleitete. Hermann Mohrungen fühlte, wie ihm das Blut heißer zum Herzen drängte, und mit einer gewissen Hast stand er auf, zum Zeichen, daß er die Unterhaltung als beendet betrachte.

Raffaella folgte seinem Beispiel, und indem sie mit der linken Hand den dichten Schleier wieder über ihr Gesicht herabzog, reichte sie ihm die rechte zum Abschied.

„Ich weiß, daß Sie nach Allem, was durch diese traurigen Umstände zu Ihrer Kenntniß gekommen ist, eine sehr ungünstige Meinung von mir haben müssen, Herr Doktor," sagte sie wieder in jenem weichen, demüthigen Ton, der ihre wohllautende Stimme so verführerisch machte. „Aber ich hoffe, daß wir uns noch nicht zum letzten Male im Leben begegnet sind, und daß Sie dereinst lernen werden, besser von mir zu denken."

Mohrungen verbeugte sich schweigend und geleitete sie bis zur Thür. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und begann in dem Aktenstück zu blättern,

das den Namen Paul Wismar's trug. Aber um seine Ruhe und Sammlung war es geschehen, und unmuthig warf er die inhaltsschweren Schriftstücke zur Seite, als ihm überall zwischen den Zeilen die dunkeln Augen der Gräfin Raffaella Hohenstein entgegen zu leuchten schienen.

Siebentes Kapitel.

Ein Sensationsprozeß, wie derjenige gegen den Schauspieler Paul Wismar, übte auf das Berliner Publikum natürlich große Anziehung aus. Die Eintrittskarten zum Zuschauerraum des Schwurgerichtssaales waren schon mehrere Wochen vor der Verhandlungstermin vollständig vergeben, und man hatte in diesen sonst zumeist von ziemlich zweifelhaften Elementen besetzten Stuhlreihen kaum je ein so elegantes Publikum gesehen, als an dem Tage, da über die ungewöhnliche und Aufsehen erregende That des jungen Schauspielers abgeurtheilt werde sollte.

Ein Schwirren und Flüstern ging durch den Saal, als der Angeklagte hereingeführt wurde, und namentlich von den zahlreich anwesenden Damen wurde ihm gar mancher halb mitleidige und halb bewundernde Blick zu Theil. Er sah nach den Begriffen dieser Zuschauerinnen ja auch in der That überaus interessant aus mit seinem scharf markirten, hageren, in der Unter=

suchungshaft fast farblos gewordenen Gesicht, und mit seinen tiefliegenden, glühenden, dunkel umschatteten Augen. Niemals — auch nicht mit seiner besten schauspielerischen Leistung — hatte er auf der Bühne einen ähnlichen Erfolg errungen, als er ihn hier mit seinem bloßen Erscheinen davontrug, noch ehe er ein einziges Wort gesprochen hatte.

Die zeitraubenden Förmlichkeiten, welche mit der Einleitung einer Schwurgerichtsverhandlung verbunden sind, waren endlich erledigt, und die Vernehmung des Angeklagten begann.

Ruhig und mit fester Stimme gab er Antwort auf die Fragen des Präsidenten, soweit sich dieselben nur auf seine Personalien bezogen; als dann aber der Vorsitzende sagte: „Sie werden angeklagt des Mordversuches auf die Gräfin Raffaella Hohenstein. Bekennen Sie sich dessen schuldig?“

Da erwiederte er fest und laut, so daß es bis in den letzten Winkel deutlich vernommen werden konnte: „Ich bin genöthigt, jede Aussage in dieser Angelegenheit zu verweigern.“

„Sie wollen also auch heute dieselbe Haltung beobachten, die Sie zu Ihren Schaden schon während der ganzen Dauer der Voruntersuchung eingenommen haben? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie

damit Ihrem eigenen Vortheil heute noch viel weniger dienen werden. Denn eine solche Weigerung ist sicherlich nicht darnach angethan, bei denen, welche berufen sind, über Sie zu richten, eine günstige Stimmung zu erzeugen."

„Trotzdem kann ich nicht anders, Herr Präsident! Ich vermag weder mich selbst zu bezichtigen, noch mich zu vertheidigen; aber ich werde geduldig die Strafe auf mich nehmen, falls ich schuldig gesprochen werden sollte."

„Wir werden also sofort mit der Zeugenvernehmung beginnen. — Die Gräfin Raffaella Hohenstein!"

Die Bewegung, welche bei dem Aufruf dieses Namens durch die Reihen des Zuschauerraumes ging, war eine so starke, daß der Vorsitzende sich genöthigt sah, nach seiner Glocke zu greifen. Die Scene, welche jetzt bevorstand, mußte ja die am meisten dramatische in dem ganzen Trauerspiel werden.

In einem schlichten, dunkeln Kleide, mit blassem doch anscheinend vollkommen ruhigem Antlitz, trat Raffaella an den grün überzogenen Tisch, auf welchem Paul Wismar's Revolver lag. Sie hatte keinen Blick für den regungslos dasitzenden Angeklagten; auf dem Antlitz seines Vertheidigers aber hatten ihre dunkeln

Augen für einen Moment mit dem Ausdrucke stummen Flehens und eindringlicher Mahnung geruht, ehe sie das Gesicht dem Vorsitzenden zuwandte und ihn durch ein Neigen ihres schönen Hauptes begrüßte.

Im Hintergrunde des Saales ärgerte man sich darüber, daß sie ihre ersten Antworten mit leiser, für die Zuschauer kaum verständlicher Stimme gab, und man freute sich nicht wenig, als auch ein etwas schwerhöriger Geschworener Klage darüber führte. Jetzt sprach Raffaella lauter, und es galt den Meisten als geradezu bewunderungswürdig, wie kühl und sicher sie ihre Aussage ablegte.

„Sie kennen den Angeklagten Paul Wismar, Frau Gräfin?“

„Ja!“

„Das heißt: Sie waren mit ihm schon vor jenem Tage bekannt, um den es sich hier in erster Linie handelt?“

„Ja. Wir waren eine Zeitlang an dem nämlichen Theater engagirt, und ich zählte Herrn Wismar dort unter meine näheren Freunde.“

Im Zuschauerraum des Gerichtssaales flüsterte es wieder. Man hatte ein solches Zugeständniß kaum erwartet, und man fand, daß es eigentlich eine Dreistigkeit sei, dasselbe mit solcher Seelenruhe und ohne jedes

Anzeichen von weiblicher Scham zu machen. Aber die Ueberraschung wurde noch größer, als Raffaella auf das Ersuchen des Präsidenten, ihre Beziehungen zu dem Angeklagten ausführlich dazulegen, dieselbe Geschichte erzählte, welche Graf Adelhard aus ihrem Munde vernommen hatte. Man war auf viel pikantere Enthüllungen vorbereitet gewesen, und man fühlte sich durch eine so unverfängliche und wenig romanhafte Darstellung keineswegs befriedigt.

In neugieriger Spannung blickte man immer wieder von der Zeugin zu dem Angeklagten hinüber, als solle durch einen Zwischenruf desselben endlich die sehnsüchtig erwartete Sensation in die Verhandlung gebracht werden. Aber Paul Wismar, der unbeweglich wie ein Steinbild dasaß, preßte die blutlosen Lippen nur noch fester zusammen, wie wenn er sich selber dadurch gewaltsam am Sprechen verhindern wollte.

„Der Angeklagte war also durch das Verhalten, welches Sie ihm gegenüber beobachtet hatten, nicht berechtigt worden, sich gewissermassen als Ihren Verlobten anzusehen?“ fragte der Präsident.

„Nein!“

Das kleine bedeutsame Wort tönte scharf und bestimmt durch den Saal.

„Hatte er selber durch sein Benehmen etwa je-

mals die Vermuthung in Ihnen geweckt, daß Ihre Freundlichkeit von ihm mißverstanden sein, daß er glauben könnte, von Ihnen geliebt zu werden?"

„Ich weiß nicht, ob mir eine solche Vermuthung je gekommen ist. Sollte es wirklich der Fall gewesen sein, so habe ich ihr jedenfalls als etwas sehr Unwahrscheinlichem keine weitere Bedeutung beigelegt."

„Sie hatten dem Angeklagten eine Mittheilung von Ihrer bevorstehenden Vermählung nicht zugehen lassen?"

„Nein! Dieselbe sollte in aller Stille vollzogen werden, und es lag deshalb für mich kein Grund vor, Herrn Wismar davon zu benachrichtigen."

„Ist Ihnen bekannt, wann und durch wen er trotzdem Kunde davon erhielt?"

„Wie sollte ich das wissen, da ich weder vor noch nach jenem Ereignisse Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen!"

„Wollen Sie uns nun gefälligst den Hergang der That erzählen, welche hier zur Anklage steht. Welchen Eindruck empfingen Sie, als Sie den Angeklagten in dem Speisezimmer erscheinen sahen?"

„Da die Eingangsthür meinem Platze gerade gegenüber lag, war ich wohl die Erste, die seinen Eintritt bemerkte. Wäre sein Aussehen ein minder krankhaftes

und verstörtes gewesen, so hätte ich neben einem begreiflichen Erstaunen gewiß nur Freude über seinen Anblick empfunden; denn ich hegte — wie gesagt — eine herzliche Freundschaft für ihn, und die Ueberraschung wäre mir aufrichtig willkommen gewesen. Aber seine unangemessene Kleidung, die Blässe seines Gesichts und der düstere, fast irrsinnige Blick seiner Augen mußten mich sofort belehren, daß er nicht gekommen sei, um als ein fröhlicher Gast an dem Hochzeitsmahle theilzunehmen. Darum erfaßte mich ein heftiger Schrecken, und ich glaube, daß ich vor Entsetzen laut aufgeschrieen habe. Jedenfalls wurde erst durch mich die Aufmerksamkeit meines Gatten und des uns gegenübersitzenden Grafen Wenzel Hohenstein auf Wismar gelenkt, und der letztere fragte ihn in schroffem Tone nach seinem Begehren. Statt aller Antwort trat Wismar vollends an den Tisch heran und wandte sich mit einer Ansprache, deren Wortlaut mir nicht im Gedächtniß geblieben ist, die aber ganz so klang, als ob er sich durch mich verrathen glaube und als ob er nun gekommen sei, um mir zur Strafe dafür eine unangenehme Ueberraschung zu bereiten. Ich hatte während dieser wenigen Augenblicke die ganz bestimmte Empfindung, daß sich sogleich etwas Schreckliches ereignen würde, und ich verwandte darum keinen Blick von dem

Manne, der mir gegenüberstand und nur durch die Breite der Tafel von mir getrennt war. Mit vollster Deutlichkeit sah ich, wie er einen metallisch glänzenden Gegenstand, in welchem ich sofort einen Revolver erkannte, aus der Tasche riß und bei den letzten Worten die Mündung desselben gegen seine Stirn richtete. In dem nämlichen Moment aber griff Graf Wenzel Hohenstein, der die Bewegung ebenfalls wahrgenommen hatte, nach seinem Arm, und die Richtung der Waffe wurde dadurch verändert. Ich hörte den Knall eines Schusses und gleichzeitig hinter mir ein klirrendes Geräusch. Weiter aber sah und vernahm ich nichts mehr; denn ich kam erst wieder zur Besinnung, als Herr Wismar eben von zwei Schutzleuten abgeführt werden sollte."

In athemloser Spannung hatte Alles dieser lebendigen Darstellung gelauscht. Man hätte während Raffaella's Erzählung ein Blatt Papier im Saale zu Boden fallen hören. Der Staatsanwalt machte ein sehr erstauntes Gesicht, und der Präsident wechselte einige leise Worte mit den beisitzenden Richtern.

„Ihre Schilderung, Frau Gräfin," sagte er, „steht nicht ganz im Einklang mit den Aussagen, welche einige andre Augenzeugen des Vorfalls in der Voruntersuchung gemacht haben. Davon, daß Wismar die Waffe gegen seine eigene Stirn gerichtet habe, hat

keiner von ihnen etwas gesehen, und bei der entscheidenden Wichtigkeit, welche dieser Umstand für die Beurtheilung der ganzen Sache haben müßte, ersuche ich Sie dringend, Ihr Gedächtniß noch einmal genau zu prüfen, und sich selber Klarheit darüber zu verschaffen, ob Sie das, was Sie uns soeben erzählten, in jenem Moment wirklich mit eigenen Augen gesehen haben oder ob es sich etwa später in Ihrer Phantasie bis zur vermeintlichen Ueberzeugung ausgebildet hat. Ihre Beeidigung ist vorläufig ausgesetzt worden; aber sie wird höchst wahrscheinlich später erfolgen, und auch eine fahrlässige Unrichtigkeit in Ihrer Aussage würde alsdann unter den Begriff des Meineids fallen. Es ist meine Pflicht, Frau Gräfin, Sie darauf besonders aufmerksam zu machen. Vielleicht geben Sie wenigstens die Möglichkeit zu, daß Sie sich geirrt haben könnten und daß die Waffe schon vor dem Eingreifen des Herrn Grafen gegen Sie gerichtet gewesen ist."

Hoch aufgerichtet und mit stolz erhobenem Haupte stand die ehemalige Sängerin da. Kein Zug veränderte sich in ihrem Gesicht, während sie ohne Zaudern und Besinnen erwiederte: „Nein, Herr Präsident! Eine solche Möglichkeit gebe ich nicht zu. Ich weiß gewiß, daß ich mich nicht täuschte, und daß jener Schuß nicht für mich bestimmt war. Hätte die Kugel mich wirklich

getroffen, so würde nicht das Zielen des Herrn Wismar, sondern allein das allzu stürmische Dazwischentreten des Grafen Wenzel Hohenstein die Schuld daran getragen haben."

Der Vorsitzende wandte sich nach der Anklagebank hinüber. „Sie hören, was die Zeugin bekundet! Wünschen Sie nicht vielleicht jetzt zu einer Widerlegung ihrer Aussage das Wort zu ergreifen?"

Paul Wismar erhob sich und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Präsident! Ich habe dazu nichts zu bemerken."

Auch der Staatsanwalt hielt es jetzt für nöthig, einige Fragen an Raffaella zu richten. Noch eindrinlicher als der Vorsitzende des Schwurgerichtshofes wies er sie auf die Tragweite ihres Zeugnisses und auf die verhängnißvollen Folgen eines etwaigen Irrthums hin. Aber die junge Gräfin wiederholte nur mit um so größerer Entschiedenheit ihre erste Behauptung, und mit einem Achselzucken stellte der Vertreter der Anklagebehörde seine Fragen ein.

„Haben Sie einen Widerspruch gegen die Vereidigung der Zeugin zu erheben, Herr Staatsanwalt? fragte der Präsident. Und da jener verneinte, kehrte er sich wieder Raffaella zu: „So erheben Sie Ihre rechte Hand, Frau Gräfin, und sprechen sie mir nach —"

„Ich bitte um das Wort!“ erklang es in diesem Moment von dem Tische des Vertheidigers herüber. „Ich lege Protest ein gegen die Beeidigung der Zeugin.“

Verwundert sahen Geschworene und Richter einander an; der Staatsanwalt aber schüttelte leicht den Kopf. Durch die Reihen der Zuschauer lief ein Rauschen.

„Und mit welcher Begründung, Herr Rechtsanwalt?“

Hermann Mohrungen war aufgestanden; aber seine Hände stützten sich auf den Rand des kleinen Tischchens, und die ihm zunächst saßen, glaubten wahrzunehmen, daß diese Hände sogar ein wenig zitterten. Jedenfalls war seine sonst so volltönende Stimme plötzlich belegt, und die Worte kamen nicht in fließender Rede, sondern stoßweise und wie mit Anstrengung über seine Lippen.

„Ich erhebe Einspruch, weil — weil ich nicht an die Möglichkeit so genauer und sicherer Beobachtung in solchen Augenblicken höchster Aufregung zu glauben vermag. Und ich stelle darum den Antrag, die Beeidigung der Frau Gräfin wenigstens noch so lange auszusetzen, bis auch die anderen Augenzeugen des Ereignisses vernommen worden sind.“

„Ah, das ist eine Beleidigung!“ rief Raffaella

laut. „Ich bitte Sie, mich dagegen zu schützen, Herr Präsident!“

Mohrungen fuhr zusammen. Er schien Willens, noch etwas zu sagen; da begegneten seine Augen denjenigen der Gräfin — und er schwieg.

„Der Gerichtshof wird sich zur Berathung über den Antrag des Herrn Vertheidigers zurückziehen,“ erklärte der Vorsitzende, und es trat eine kurze Unterbrechung in dem Gange der Verhandlung ein. Die Gräfin hatte sich auf einen der für die Zeugen bestimmten Stühle niedergelassen; Hermann Mohrungen aber blätterte sehr angelegentlich in seinen Papieren, als ob er sich davor fürchte, noch einmal diesem Blick zu begegnen, in welchem eine so flammende Beredsamkeit war.

Auf den Bänken des Zuschauerraums befand man sich in der denkbar höchsten Spannung; der Einzige, der von der allgemeinen Aufregung nicht berührt zu werden schien, war der Angeklagte Paul Wismar, der mit verschränkten Armen und tief auf die Brust gesenktem Haupte dasaß, unbekümmert um all das Geschwirr und Geflüster um ihn her.

Erst nach Verlauf von zehn Minuten traten die Richter wieder in den Saal. Der Vorsitzende bedeckte sein Haupt und verkündete, daß der Gerichtshof den

Antrag des Vertheidigers abgelehnt und die sofortige Vereidigung der Gräfin Hohenstein beschlossen habe. Wie ein Aufleuchten des Triumphs glitt es über Raffaella's Gesicht. Sie trat in fester Haltung abermals vor den Zeugentisch und während sich alle im Saale Anwesenden erhoben, sprach sie dem Präsidenten mit klarer Stimme ohne Schwanken und Stocken die Eidesformel nach.

„So wahr mir Gott helfe!"

Noch eine halbe Sekunde lang blieb es todtenstill; dann aber gab es wieder Stühlerücken, Räuspern und leises Geflüster. Die Vernehmung der Gräfin Hohenstein war zu Ende, und die Reihe kam an die Anderen.

Graf Adelhard machte den Anfang. Er sah sehr nervös und aufgeregt aus, und auf seinen Wangen brannten rothe Flecken. Sein Auftreten an diesem Orte bedeutete für ihn unverkenbar eine namenlose Pein. Mit ganz leiser Stimme gab er Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen, und seine Erregung war so groß, daß er wiederholt stotterte und sich verbessern mußte.

Was er angab, ließ sich sehr wohl in Uebereinstimmung bringen mit den Aussagen seiner Gattin. Er hatte Wismar plötzlich wie aus der Erde gewachsen

vor sich stehen sehen, hatte verworrene, sinnlose Worte aus seinem Munde gehört und hatte dann eine verdächtige Bewegung wahrgenommen, die fast schon zusammengefallen sei mit dem Krachen des Schusses. Ob der Angeklagte den Revolver auf sich selbst oder auf seine Frau gerichtet habe, vermochte er mit Sicherheit nicht anzugeben; aber er betonte, daß er das Erstere für das Wahrscheinlichere halte.

Weder der Steatsanwalt noch der Vertheidiger hatten weitere Fragen an ihn zu richten, und so nahm er, mit dem Taschentuche sich den Schweiß von der Stirn trocknend, an der Seite seiner Gemahlin Platz.

Der Name des Grafen Wenzel war der nächste, welcher aufgerufen wurde. Der Husarenlieutenant erschien im Civilanzuge und begrüßte das Richterkollegium sehr unbefangen und sicher. Es gab eine große Bewegung, als er in seiner knappen und klaren Darstellung des dramatischen Vorganges bis zu der Erklärung gekommen war, daß er den Arm des Verbrechers in demselben Augenblick gepackt habe, als Wismar seinen Revolver auf die junge Gräfin anlegte. Der Präsident mußte sich wieder durch ein Glockenzeichen Ruhe verschaffen, ehe er den Zeugen fragen konnte: „Haben Sie genau gesehen, daß der Angeklagte auf die Gräfin gezielt?“

„Gewiß! Er stand ja unmittelbar neben mir und als ich die verdächtige Handbewegungen wahrnahm, konnte ich nicht darüber im Zweifel sein, was er im Schilde führte.“

„Das heißt: die voraufgegangenen Worte Wismar's hatten dic Vermuthung in Ihnen erzeugt, daß es sich um einen Anschlag auf das Leben der Gräfin handeln solle. Hätten Sie es denn unbedingt sehen müssen, wenn er die Waffe auf die junge Frau, welche ihm gegenüber saß, sondern auf die eigene Stirn gerichtet hätte?“

„Ich glaube wohl, daß mir das schwerlich hätte entgehen können, und die Richtung des Schusses spricht ja auch mit unzweifelhafter Bestimmtheit gegen eine solche Annahme.“

„So sollte man meinen. Aber es ist hier eine Zeugenaussage abgegeben worden, welche zu Ihrer Darstellung in direktem Gegensatz steht. Nach dieser Aussage soll lediglich Ihr rasches Zugreifen die Lage des Revolvers verändert und der Kugel jene Richtung auf die Gräfin Hohenstein gegeben haben, während sie nach der Absicht des Angeklagten seinen eigenen Kopf hatte treffen sollen. Halten Sie das für möglich?“

Graf Wenzel Hohenstein antwortete nicht auf der Stelle. Er wußte genau, daß vor ihm nur Adelhard und

Raffaella vernommen worden waren, und er war nicht eine Sekunde lang im Ungewissen, auf welche Aussage sich die Worte des Vorsitzenden bezogen. Aber er schien einiger Ueberlegung zu bedürfen, ehe er zu einem Entschluß über die Haltung kam, die er selber diesem von Raffaella ersonnenen Märchen gegenüber einzunehmen habe. Und sein Zaudern konnte nichts Auffälliges haben, da es bei einem solchen Verhalten nur natürlich war, daß er sich den Sachverhalt nochmals vergegenwärtigte.

Dann erhob er entschlossen den Kopf und antwortete:

„Ich möchte eine Sinnestäuschung in diesem Punkte zwar für wenig wahrscheinlich, aber doch keineswegs für völlig ausgeschlossen halten. Alle diese Dinge, von denen hier die Rede ist, vollzogen sich ja während einer so geringfügigen Zeitspanne, daß ein Irrthum in der Beurtheilung einer einzelnen Handbewegung wohl bei jedem Zuschauer als möglich angenommen werden kann. Wenn einer der Anwesenden mit voller Bestimmtheit gesehen haben will, daß jener Mensch auf sich selbst gezielt hat, wenn er diese Behauptung vielleicht sogar eidlich zu erhärten vermag — dann, Herr Präsident —“ und er begleitete diese Worte mit einem bedeutsamen Achselzucken — „werde

ich mich für meine Person wohl zu der Annahme bequemen müssen, das Opfer einer Täuschung geworden zu sein.“

Dieser kaum erwartete Rückzug des jungen Offiziers brachte einen fast ebenso tiefen Eindruck hervor, als vorhin die überraschende Bekundung der Gräfin Raffaella. Die Beurtheilung der That, die anfänglich scheinbar eine so einfache gewesen war, stellte sich mehr und mehr als eine überaus schwierige heraus, und eindringlicher als zuvor wiederholte der Vorsitzende seine Mahnung an den Angeklagten, sich endlich auch seinerseits zu einer Erklärung zu verstehen.

Aber die Mahnung blieb ebenso fruchtlos, als sie es bisher gewesen war. Paul Wismar beharrte unerschütterlich bei seinem Vorsatz, und es blieb nichts Anderes übrig, als in der Zeugenvernehmung fortzufahren, um durch die Bekundungen der anderen Hochzeitsgäste vielleicht doch noch Licht in das Dunkel zu bringen.

Der dicke Rittmeister v. Seldeneck erschien als der Nächste vor dem Zeugentische. Er war ein gewaltiger Großsprecher im Kreise seiner Kameraden und ohne Zweifel auch ein tapferer Mann vor dem Feinde. Aber er war befangen und verwirrt in dieser für ihn so ungewohnten Umgebung. Von Anfang an kam er

aus dem Räuspern und Stottern gar nicht heraus, und in seiner ganzen Aussage war nichts unbedingt Feststehendes als die Versicherung, daß er den „Kerl" gepackt habe wie einen tollen Hund, und daß er ihn zwischen seinen Fäusten zerdrückt haben würde, wenn er ihn nicht für einen Verrückten gehalten und darum einiges Mitleid mit ihm gehabt hätte. Auch er gab auf die Vorhaltung des Präsidenten die von Raffaella behauptete Möglichkeit zu, wie er vielleicht auch alles Andere zugegeben haben würde, nur um dieser schauderhaften Vernehmung endlich ledig zu werden.

Prustend und kirschroth vor Aufregung setzte er sich endlich, durch einige Fragen des Staatsanwalts vollends aus der Fassung gebracht, neben seinen Kameraden, den Grafen Hohenstein.

„Hol' der Teufel die ganze schwarzröckige Gesellschaft!" raunte er ihm zu. „Das ist ja schlimmer als ein Fähnrichsexamen."

Hatte die Verhandlung schon bisher eine über alle Erwartung günstige Wendung für den Angeklagten genommen, so verbesserten sich seine Aussichten noch um ein Beträchtliches, als der Marchese Inigo d'Avolos del Vasto mit seinem unvollkommenen Deutsch und seinem desto beredteren Geberdenspiel Antwort gab auf die an ihn gerichteten Fragen.

Gesehen hatte er eigentlich gar nichts; denn er wußte auf eine sehr drastische Weise zu schildern, wie der Schrecken ihn vorübergehend all' seiner Sinne beraubt habe. Aber an eine mörderische Absicht des armen Wismar hatte er seiner Versicherung nach niemals geglaubt.

„Wenn ich hätte für möglich gehalten etwas so Schreckliches, meine Herren Richter," rief er pathetisch, „so würde ich unbedenklich dargeboten haben meine eigene unbeschützte Brust an die Kugel, welche war bestimmt für das Herz meines geliebten Kindes. Es hätte mir dann gewiß nicht gefehlt an Todesmuth und an Gegenwärtigkeit des Geistes. Aber wie konnte ich kommen auf einen solchen Gedanken, da ich doch wußte, daß dieser Mann nicht kann tödten eine Fliege, um wie viel weniger einen lebendigen Menschen! Er ist gewesen unser Freund in gute und schlechte Tage. Ich kenne sein Herz, und ich weiß, daß es sanft ist wie das Gemüth eines Lammes. Als ich veröffentlichte meine Gedichten, man hat mir gesagt, daß ich sei ein Kenner der Menschen — und wenn dies ist gewesen die Wahrheit, meine Herren Richter, so sage ich Ihnen als Menschenkenner und als Poet: Dieser Mann kann sein ein Unglücklicher, aber er ist niemals ein Mörder — niemals — niemals!"

Hinten im Saale regte es sich wie leise Heiterkeit, und der Vorsitzende drohte sehr energisch mit Räumung der Zuschauerbänke bei einer Wiederholung derartiger Ungehörigkeiten. Aber auch auf dem Gesicht des Angeklagten hatte sich zum ersten Mal während der ganzen Dauer der Verhandlung eine kleine Bewegung gezeigt, ein Zucken um die Mundwinkel wie von wehmüthiger Rührung, und man hätte wohl eine stumme Bitte um Verzeihung lesen können in dem Blick, welchen er auf den Marchese richtete. Seine Lippen aber blieben fest geschlossen, und der Vorsitzende, der aufmerksam zu ihm hinüber gesehen hatte, machte gar nicht erst einen neuen Versuch, ihn zum Sprechen zu bewegen.

Die Aussagen der übrigen Zeugen waren ohne Belang; denn sie wiederholten nur, was man bereits zur Genüge gehört hatte. Alle waren der Meinung gewesen, daß es sich um einen Mordanschlag auf die junge Frau gehandelt habe, Keiner aber getraute sich mit seinem Zeugeneid dafür einzutreten, sobald der Vorsitzende pflichtgemäß auf die mit so großer Bestimmtheit abgegebene, gegentheilige Aussage hinwies. Als auch die Befragung der beiden Sängerinnen kein anderes Ergebniß gehabt hatte, erklärte der Staatsanwalt, daß er auf die Vernehmung weiterer Zeugen

verzichte, und der Vertheidiger, der sich seit der Ablehnung seines Antrags scheinbar völlig theilnahmlos verhalten hatte, schloß sich mit drei kurzen Worten dieser Erklärung an.

Der Präsident verfügte eine halbstündige Pause in den Verhandlungen, und als dieselbe vorüber war, begannen die Plaidoyers.

Der Staatsanwalt, welcher zuerst das Wort ergriff, schien von der Hoffnungslosigkeit seines Bemühens, die Anklage aufrecht zu erhalten, von vornherein überzeugt. Nur das hartnäckige Schweigen des Bezichtigten galt ihm als ein Beweis seiner Schuld; denn alle übrigen Belastungsmomente waren ja durch die schwankenden Zeugenaussagen in's Nebelhafte und Ungewisse verflüchtigt worden. Mit sehr geschickter Dialektik, doch unverkennbar mit sehr geringer Zuversicht in den Erfolg, suchte er seine Ansicht, daß hier ein im besten Glauben begangener Irrthum der Gräfin Raffaella Hohenstein vorliege, auf die Geschworenen zu übertragen, und er endete seine kurze Rede mit einem ziemlich matt ausfallenden Appell an ihr richterliches Gewissen, welches nicht zulassen werde, daß ein Mensch, der nur durch höhere Gewalt daran verhindert worden sei, das schwerste aller Verbrechen zu begehen, vollkommen straflos bleibe.

Nicht nur die Herren am Richtertische, sondern auch die Laien im Zuschauerraum waren der Meinung, daß der öffentliche Ankläger dem Vertheidiger seine Aufgabe sehr leicht gemacht habe, und man erwartete allgemein eine glänzende Rede mit schlagenden Widerlegungen der von dem Staatsanwalt aufgeführten Gründe. Es wurde ganz still, als Hermann Mohrungen sich von seinem Sitz erhob, und nie war die Enttäuschung eines Auditoriums größer gewesen als die, welche man bisher empfand, da der Rechtsanwalt mit fast gleichgiltiger Stimme sagte! „Meine Herren Geschworenen! Es war ohne Zweifel das gute Recht des Angeklagten, jede Auslassung zu verweigern. Ich habe ihm nicht dazu gerathen; aber ich kann die Gründe, welche für ihn entscheidend waren, nur achten. Der Anklagebehörde fiel unter solchen Umständen die Aufgabe zu, den Nachweis für seine von ihr behauptete Schuld zu erbringen, und nach juristischen Begriffen ist ihr dieser Beweis vollständig mißlungen. Nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme wird Ihnen kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Schuldfrage zu verneinen; denn es wird schwerlich Einer von Ihnen die Verantwortung dafür übernehmen wollen, allein auf das Schweigen des Angeklagten, dessen Motive der Herr Staatsanwalt möglicher-

weise sehr falsch gedeutet hat, einen verdammenden Spruch zu begründen. Ich gebe Ihnen anheim, nach Ihrem Gewissen und nach dem Eindruck zu entscheiden, den Sie von den heutigen Verhandlungen gewonnen haben."

Ein Gemurmel der Enttäuschung erfüllte den Saal. Niemand begriff, wie ein Vertheidiger, der in solcher Sache eine so schwächliche, nüchterne und eindruckslose Rede halten konnte, zu dem Ruf gekommen war, ein geistreicher Kopf und ein Sachverwalter von glänzender Bedeutung zu sein. In dem ganzen Raume gab es vielleicht Keinen, der mit Mohrungen's Plaidoyer zufrieden war — Keinen außer der Gräfin Raffaella Hohenstein, die ihren Blick nicht von ihm gewendet hatte, so lange er gesprochen, und über deren Antlitz jetzt ein Lächeln ging, wie es holdseliger ihre Züge noch niemals verschönt hatte.

Der Vorsitzende ertheilte die übliche Rechtsbelehrung, und die Geschworenen zogen sich zur Berathung zurück, Schon nach Verlauf einer Viertelstunde erschienen sie wieder im Saal, und der Obmann verkündete den Wahrspruch, nach welchem die von dem Gerichtshofe formulirten Schuldfragen sammt und sonders mit allen gegen eine Stimme verneint worden waren.

Der Vorsitzende ergriff gleich darauf zur Urtheilsverkündung das Wort:

„Der Angeklagte ist von Schuld und Strafe freizusprechen und sofort aus der Haft zu entlassen. Ich erkläre die Verhandlung für geschlossen.“

Das war das letzte Wort in dem großen Schauspiel, von dem man soviel erwartet hatte. Hastig drängte Alles nach den Ausgängen, um den Helden, und die übrigen Mitwirkenden womöglich noch in unmittelbarer Nähe zu betrachten und in dem Korridor vor dem Schwurgerichtssaal gab es ein buntes Durcheinander von elegant gekleideten Damen und Herren, denen die hochgradige Abspannung auf den blassen Gesichtern geschrieben stand, und die sich doch auch das Letzte, was es hier vielleicht noch zu sehen gab, um keinen Preis entgehen lassen wollten.

Gräfin Raffaella war in diesem plötzlichen entstandenen Gewühl vorübergehend von ihrem Gatten getrennt worden, dem der dicke Rittmeister v. Seldeneck eben sehr eindringlich und anschaulich die seelischen Qualen eines Zeugenverhörs schilderte, bei welchem man sich ausfragen lassen müsse wie ein Rekrut. Der Zufall schien ihr keineswegs unerwünscht; denn obwohl ihr die Kommandostimme des Rittmeisters sogleich verrathen hatte, an welcher Stelle sie den Grafen

zu suchen habe, wandte sie sich doch nicht dahin, sondern nach der entgegengesetzten Seite des Ganges, wo sie aus einer dem Publikum versperrten Thür den Staatsanwalt und einige der Richter hatte hervortreten sehen. Die Erwartung, von der sie dabei geleitet wurde, hatte sie nicht getäuscht; denn gleich darauf stand ihr Doktor Hermann Mohrungen unmittelbar gegenüber. Er war noch in seinem Anwaltstalar, und auf seinem Gesicht lag noch derselbe tiefe Ernst, der während der Dauer der Verhandlung nicht aus seinen Zügen gewichen war.

Auf eine Begegnung mit Raffaella hatte er sich jedenfalls nicht gefaßt gemacht; denn er wich bei ihrem Anblick fast betroffen zurück und macht dann Miene, mit stummen Gruße hastig an ihr vorüber zu gehen. Sie aber trat nicht zur Seite, sondern sagte leise: „Verwehren Sie es mir nicht, Ihnen zu danken, Herr Rechtsanwalt! Ich weiß, daß es Sie einen schweren Kampf gekostet hat, großmüthig gegen mich zu sein, und ich werde Ihnen diese Großmuth darum nie vergessen.“

Auch ihr berückendes Lächeln scheuchte den düsteren Ernst nicht von seinem Antlitz. Es klang fast rauh, da er erwiederte: „Ich habe keinen Dank verdient, Frau Gräfin, und ich wünsche nicht, daß Sie mich für Ihren Bundesgenossen halten. Die Verantwortung für

das, was Sie gethan, fällt auf Sie allein. Ich habe, was in meinen Kräften stand, versucht, um Sie davor zu bewahren."

Raffaella sah, daß ihr Gatte im Begriff war, sie zu suchen. Und indem sie sich zum Gehen wandte, flüsterte sie Mohrungen hastig zu: „Mein eignes Gewissen spricht mich frei. Ich habe einem Unglücklichen gerettet und mich selber vor dem Verderben bewahrt. War das ein Verbrechen — nun wohl, so komme die Verantwortung dafür auf mein Haupt."

Sie legte ihre Hand auf den Arm des herbeigeeilten Grafen Adelhard und ließ sich von ihm aus dem düsteren Gerichtsgebäude mit seinen unheimlich hallenden Treppen und Gängen führen.

Hermann Mohrungen blickte ihr nach und schüttelte den Kopf. In seinen Zügen stand es deutlich genug geschrieben, daß er den heutigen Tag fortan nicht unter die guten und glücklichen seines Lebens zählen werde.

Achtes Kapitel.

Feucht und kalt fuhr der Herbststurm über die weite ostpreußische Ebene dahin. Er riß die letzten fahlen Blätter von den Bäumen und tilgte die kärglichen Spuren, die von des Sommers kurzer Herrlichkeit hier und da noch zurückgeblieben waren, unbarmherzig aus.

Auch vor den Fenstern des schloßartigen Herrenhauses von Gerdauen, das sonst um seiner hübschen Lage willen einen gewissen Ruf in der Provinz genoß, breitete sich die Landschaft an diesem unwirthlichen Tage trostlos, grau und öde. Schwer und tief hingen die hastig ziehenden Wolken zur Erde nieder, schwarz und glanzlos lag der Spiegel des kleinen See's unter dem finsteren Himmel da, und der prächtige Forst, der in weitem Bogen das Bild umgrenzte, war heute nur eine düstere, formlose Masse, die keinen freundlichen Farbenton in das einförmig melancholische Gemälde brachte.

Es war jene schwermüthige Stimmung, in welcher die ganze Natur sich auf den langen Winterschlaf vorbereitet, der schon vor der Thür steht, und in welcher auch durch das Herz des Menschen zuweilen etwas wie ein Erschauern banger Todesahnung geht.

Die Gräfin Raffaella Hohenstein saß an einem der Fenster im ersten Stockwerk des Herrenhauses. Das Buch, in welchem sie eine kleine Zeitlang mehr geblättert als gelesen hatte, lag offen auf ihrem Schoße, und ihre Augen ruhten träumerisch ernst auf den dichten dunklen Waldmassen am Horizont.

Seit einigen Monaten waltete sie als Herrin auf Schloß Gerdauen. Graf Adelhard hatte die ausgedehnte Besitzung erworben, weil er sich nach einer bestimmten Thätigkeit sehnte, und weil ihm die Aerzte zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit das Landleben dringend empfohlen hatten. Raffalla freilich hatte ihn im Verdacht, daß er selber nicht ohne entscheidenden Einfluß auf dieses ärztliche Gutachten gewesen sei, um damit einen langen und in seinem Ausgange jedenfalls ungewissen Kampfe mit seiner Gattin auf die bequemste Art auszuweichen.

Denn sie selbst verlangte es nach freier Bewegung in der großen Welt — nach all' den Vergnügungen, Aufregnungen und Nervenreizen, welche diese

allein ihr zu bieten vermochte. Sie hatte sich nicht ohne Weiteres damit zufrieden gegeben, als Graf Adelhard ihr in der schonendsten Form, die er dafür finden konnte, angedeutet, daß sie sich nach den Aufsehen erregenden Ereignissen, von denen ihre Verbindung begleitet gewesen war, für einige Zeit am besten in Stille und Verborgenheit zurückzögen. Sie war der Meinung, daß man recht gut in Wien oder Paris leben könne, wenn man in Berlin wirklich vorübergehend unmöglich geworden sei, und es hatte schließlich einige recht erregte Auftritte gegeben, bis Graf Adelhard auf ein Auskunftsmittel verfallen war, gegen das Raffaella keine Einwendungen mehr zu erheben vermochte und das ihm alles weitere Kriegführen ersparte.

Anfänglich hatte sogar der Reiz der Neuheit, mit welchem die Stellung einer Gutsherrin und Schloßfrau für sie umgeben war, der jungen Frau ganz erträglich über die Erinnerungen an all' die Herrlichkeiten hinweg geholfen, auf die sie hatte Verzicht leisten müssen. Aber das Vergnügen an den ungewohnten Beschäftigungen und den bis dahin ungekannten Verhältnissen war doch nur von kurzer Dauer gewesen. Für Thätigkeit irgend welcher Art war sie nun einmal nicht geschaffen. Der Wechsel und die Erregung, daran es während ihrer Bühnenlaufbahn niemals gefehlt hatte,

waren ihr Lebensbedürfniß geworden, und von Tag zu Tag senkte sich die bleierne Langeweile schwer und schwerer auf sie herab.

Adelhard hatte es nicht an rechtschaffenem Bemühen fehlen lassen, sie zu zerstreuen. Sie hatten Besuche bei allen Gutsnachbarn gemacht, und die Gastlichkeit, welche auf Schloß Gerdauen geübt wurde, hatte bald eine gewisse Berühmtheit erlangt. Aber unter den Leuten, mit denen sie da in Berührung kam, waren nur Wenige, die Raffaella ein flüchtiges Wohlgefallen abgewannen; die meisten waren ihr in hohem Grade unsympathisch, und der Umgangston, der zwischen ihnen herrschte, verursachte ihr zuweilen geradezu ein körperliches Unbehagen. Die Festlichkeiten und Ausflüge, die Jagden und Pikniks waren ihr bald so geisttödtend und abgeschmackt erschienen, daß sie sich eines Tages ihrem Gatten gegenüber rundweg geweigert hatte, dies Treiben fortzusetzen, und daß sie erklärt hatte, sich tausendmal lieber in die tiefste Einsamkeit einspinnen, als mit diesen ostpreußischen Junkern und ihren engherzigen, klatschsüchtigen Frauen noch weiter auf dem Fuße einer widerwärtigen Vertraulichkeit verkehren zu wollen.

Adelhard fand ihr Urtheil über den neuen Bekanntenkreis zwar höchst ungerecht, denn er selber hatte

sich mit manchen seiner Gutsnachbarn schon recht intim befreundet; aber er versuchte diesmal umsonst gegen Raffaella's einmal gefaßtes Vorurtheil anzukämpfen, und er war um so eher genöthigt, ihrem Willen nachzugeben, als ihr körperlicher Zustand besondere Rücksichtnahme und Schonung erheischte. Die junge Gräfin sah der Geburt eines Kindes entgegen, und dieser Umstand gewährte ihrem Gatten zugleich die Möglichkeit, die plötzliche Einschränkung des geselligen Verkehrs den Nachbarn und Bekannten gegenüber zu entschuldigen. Er selber dachte freilich nicht daran, diesen Verkehr ganz aufzugeben; er nahm nach wie vor alle Einladungen zu Jagden und Herrenessen an, und viel häufiger als in der ersten Zeit ihrer Ehe war Raffaella während dieser letzten Wochen ganz sich selbst überlassen. Sie klagte nicht darüber, aber sie war sehr oft traurig und niedergeschlagen, wenn sie sich auch stets bemühte, die Spuren ihrer Thränen vor Adelhard zu verbergen.

Was ihre Gedanken beschäftigte und ihre Stimmung verdarb, war offenbar nicht diese Vereinsamung allein, zu der sie sich ja theilweise selbst verurtheilt hatte. In ihren Gesprächen mit dem Grafen ließ sie manchmal durchblicken, daß sein Verhalten dem Fürsten Chlodwig gegenüber durchaus nicht ihren Beifall habe,

und daß sie von Herzen wünsche, er möge wenigstens den Versuch einer freundlichen Annährung machen. Doch Adelhard war in diesem einen Punkte völlig unzugänglich sowohl für ihre Bitten als für ihre Vorwürfe. Der Fürst hatte ihn tödtlich beleidigt, und eine Versöhnung war nach seinen Ehrbegriffen völlig unmöglich. Die Zurückweisung, welche er Raffaella's Ueberredungsversuchen zu Theil werden ließ, war so bestimmt und unzweideutig, daß sie bald nicht mehr wagte, dieselben zu wiederholen. Aber sie faßte den Entschluß, hinter dem Rücken ihres Gatten auf eigene Verantwortung zu handeln, und schrieb einen langen Brief an die Komtesse Hertha, in welchem sie die Tochter des Fürsten unter vielen Versicherungen ihrer Freundschaft und Zuneigung ziemlich unverblümt um ihre Vermittelung bat.

Ein unglücklicher Zufall ließ diesen Brief in die Hände des Grafen gelangen, und niemals hatte Raffaella ihn in solcher Erregung gesehen, als an jenem Tage. Zum ersten Male flößte ihr sein Auftreten etwas wie wirkliche Furcht ein, und als er von ihr das feierliche Gelöbniß verlangte, daß sie nie wieder ohne sein Vorwissen einen ähnlichen Schritt thun werde, da versprach sie Alles, was er begehrte.

Um ihre gute Laune aber war es mit dieser Stunde

ganz und gar geschehen. Sie ging verdrossen durch die einsamen Räume des Herrenhauses und vermied es scheinbar geflissentlich, längere Zeit mit ihrem Gatten allein zu bleiben.

In der Hoffnung, dadurch günstig auf ihre Stimmung einzuwirken, machte Adelhard ihr einmal den Vorschlag, den Marchese zu längerem Besuche einzuladen, obwohl er selber nur mit Schrecken an die beständige Anwesenheit des pathetischen Schwätzers denken konnte. Aber Raffaella lehnte diesen Gedanken mit einer Bestimmtheit ab, die ihn in Erstaunen setzte, und wollte ebensowenig etwas davon wissen, daß man eine ihrer ehemaligen Freundinnen auf ein paar Wochen nach Gerdauen kommen lasse.

„Ich fühle mich jetzt in der Einsamkeit am wohlsten," pflegte sie dann zu sagen, und Adelhard mußte ihr wohl Glauben schenken, wenn er sah, in welche Aufregung und Unruhe sie selbst ein flüchtiger Besuch versetzen konnte.

Ihm selber aber wurde es unter solchen Umständen immer weniger behaglich in seinem Heim, und er nahm sehr eifrig jede Gelegenheit wahr, ihm auf einige Stunden zu entrinnen. Auch heute war er der Einladung zu einem Mahle gefolgt, welches Herr von Werkenthin, der Besitzer eines unmittelbar an die Ge-

markungen von Gerdauen angrenzenden Ritterguts, veranstaltet hatte. Werkenthin war Junggeselle, und man wußte, daß es an seinen Herrenabenden besonders lustig zuzugehen pflegte. Es war also dem Grafen nicht allzu sehr zu verübeln gewesen, daß er am frühen Nachmittag fortgefahren war, obgleich Raffaella beim Frühstück sehr blaß ausgesehen und über ein leichtes Unwohlsein geklagt hatte. Er meinte, daß derartige kleine Schwankungen des Befindens bei ihrem Zustand unvermeidlich seien und keinen besonderen Anlaß zur Sorge gäben, und an dem reichbesetzten Tische thaten dann die muntere Unterhaltung und die guten Weine das Uebrige, die Mahnungen seines Gewissens vollends zum Schweigen zu bringen.

Zu derselben Stunde, da Raffaella schwermüthig am Fenster saß und in die trostlos öde Herbstlandschaft hinausstarrte, wurde im Speisesaale des Herrn v. Werkenthin die Tafel aufgehoben und die älteren Herren begaben sich in die Spielzimmer, während die jüngeren es zumeist vorzogen, bei ausgezeichneten Cigarren und einer aus Sekt und Porter gebrauten Bowle ihre sehr aufgeräumten Gespräche fortzusetzen.

Graf Adelhard, der ein schlechter Trinker war, hatte sich zu der ersten Gruppe geschlagen. Aber es war nicht das Bedürfniß nach den Aufregungen des

Spiels gewesen, welches ihn dazu bestimmt hatte. Er begnügte sich bald an diesem, bald an jenem Tische den Zuschauer zu machen, und da ihn diese Beschäftigung allgemach zu langweilen anfing, Raffaella's blasses Gesicht auch wieder deutlicher in seiner Erinnerung auftauchte, faßte er den Entschluß, früher als die Uebrigen nach Hause zurückzukehren.

Er suchte den Hausherrn, um sich von ihm zu verabschieden, und da er wußte, daß Werkenthin stets inmitten der dauerhaftesten Zecher zu finden sei, lenkte er seine Schritte nach dem traulichen Kneipzimmer, aus welchem ihm durch die nur leicht angelehnte Thür Gläserklirren und fröhliches Stimmengeschwirr entgegen schallte.

Als er eben die Hand nach der Thürklinke ausstreckte, hörte er seinen eigenen Namen und unmittelbar darnach denjenigen seiner Frau. Er war wohlerzogen genug, um als erste Eingebung zu empfinden, daß er nun entweder rasch eintreten oder sich wieder zurückziehen müsse. Aber er konnte nicht mehr verhindern, daß ein ganzer Satz von der Unterhaltung, die da drinnen geführt wurde, an sein Ohr schlug, und was er vernahm, nöthigte ihn allerdings, noch für eine kurze Zeit den Lauscher zu machen.

Eine jugendliche Stimme, die er nicht sogleich er=

kannte, aus der aber offenbar bereits die Geister der gefährlichen Sektbowle sprachen, sagte unter plötzlich eingetretenem Schweigen der Uebrigen: „Aber wenn wir ihr auch nicht vornehm und geistreich genug sind, eine kapitale Person ist sie doch, diese schöne Gräfin Raffaella! — Die Geschichte mit dem Knalleffekt an ihrem Hochzeitstage kennt ihr ja Alle — und so was kann am Ende auch in den besten Familien passiren. Aber daß die ehemalige Primadonna sogar einen kleinen — na, ich will nicht gerade sagen: einen Meineid — aber doch so etwas Aehnliches geschworen hat, um dem abgedankten Liebsten mit der Pistole großmüthig aus der Klemme zu helfen — das ist doch jedenfalls eine pikante Neuigkeit — wie? Graf Wenzel Hohenstein — Sie wissen doch, der patente Kerl, der bei den Gardehusaren steht, hat mir's bei meiner letzten Anwesenheit in Potsdam unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und der muß es doch am Ende wissen, denn — äh – “

Der letzte, nicht gerade sehr geistreich klingende Ausruf war ein unwillkürlicher Laut des Schreckens und des Erstaunens, der dem Munde des Sprechenden, eines blutjungen, semmelblonden Lieutenants, bei dem unerwarteten Anblick des Grafen Adelhard Hohenstein entfuhr. Und durch die ganze Tafelrunde ging es wie

ein Ruck des Entsetzens, als man den Gatten der eben so tödtlich beschimpften Frau todtenblaß, mit zusammengekniffenen Lippen und geballten Fäusten in der offenen Thür stehen sah.

„Baron Rahlstedt," klang seine vor Aufregung heisere Stimme durch die Grabesstille, „Sie sind ein Elender! Das — das ist meine Antwort!"

Der Lieutenant war aufgesprungen; aber die Bestürzung, in welcher er sich befand, hatte ihn doch den thätlichen Angriff nicht voraussehen lassen. Von einem wuchtigen Faustschlage des Grafen in's Gesicht getroffen, taumelte er zurück. Unwillkürlich fuhr seine rechte Hand nach der Seite, an welcher er sonst den Säbel trug; aber er hatte die Waffe natürlich draußen abgelegt, und im nächsten Augenblick hatten sich schon fünf oder sechs Andere zwischen die Gegner geworfen.

Herr v. Werkenthin und ein anderer Gutsbesitzer, der bisher stets lebhafte Freundschaftsbeziehungen zu dem Herrenhause von Gerdauen unterhalten hatte, drängten den Grafen bei Seite und sprachen lebhaft auf ihn ein. Der Skandal war ja nun freilich nicht mehr zu vermeiden; aber es mußte Alles aufgeboten werden, ihn wenigstens auf die unter Kavalieren üblichen Formen zu beschränken. Und alle Betheiligten waren mit diesen Formen so wohl vertraut, daß es

keiner allzu angestrengten Bemühungen bedurfte, die Angelegenheit in das rechte Geleise zu bringen. Herr v. Rahlstedt, der in Königsberg garnisonirte und noch einen Urlaubstag vor sich hatte, stellte sich ohne Besinnen für den nächsten Morgen zur Verfügung, und einige der Anwesenden waren sofort erbötig, die in solchen Fällen üblichen und nothwendigen Freundschaftsdienste zu leisten, da bei der Schwere der gegenseitigen Beleidigungen an eine Aussöhnung ja doch von vornherein nicht mehr zu denken war.

Kaum eine halbe Stunde später, als jener Vorgang im Trinkzimmer sich abgespielt hatte, fuhr Graf Adelhard Hohenstein nach Gerdauen zurück. Nach seiner Gewohnheit kutschirte er den leichten Wagen selbst, und der Diener, der ihn begleitete, verlebte eine Stunde qualvollster Todesangst, weil er bei der wilden Gangart, zu welcher sein Gebieter die muthigen Pferde antrieb, beständig fürchtete, das Gefährt im nächsten Augenblick zu tausend Trümmern zerschellt zu sehen. Aber sie kamen unversehrt auf dem Hofe des Herrenhauses an, und während der Kutscher im Stalle die dampfenden Gäule abrieb, deren Flanken noch wie im Fieber flogen, dankte er dem Himmel aus der Tiefe des Herzens für seine glückliche Errettung.

Graf Adelhard stieg zu den Wohnräumen im ersten

Stockwerk empor und klopfte an die Thür von Raffaella's Zimmer. Er erhielt keine Antwort, und als er dann auf die Klinke drückte, sah er zu seiner Ueberraschung, daß das Gemach völlig dunkel war.

„Raffaella!“ sagte er halblaut. „Bist Du hier?“

„Ach, Du bist es, Adelhard!“ tönte eine müde Stimme vom Fenster her. „Kehrst Du so früh zurück? Oder ist es schon spät? Ich glaube fast, ich habe ein wenig geschlafen.“

Er wußte, daß sie nicht die Wahrheit sagte; denn ihre Worte klangen nicht wie einer Schlaftrunkenen, sondern viel eher wie diejenigen eines Menschen, der aus trüben, gramvollen Träumereien geweckt worden ist. Er drückte die Thür hinter sich in's Schloß; dann ging er auf sie zu und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Du solltest nicht so in der Dunkelheit sitzen, Raffaella! Es sind keine fröhlichen Gedanken, die in solchen Stunden kommen. Warst Du mir etwa böse, daß ich Dich heute allein gelassen habe?“

„O nein!“ erwiederte sie, und es klang vollkommen aufrichtig. „Da ich die Gäste aus Deinem Hause verscheucht habe, darf ich Dir gewiß nicht zürnen, wenn Du nun außerhalb desselben Unterhaltung suchst. Aber Du hast Recht: es sind keine fröhlichen Gedanken, die

Einem in der Dunkelheit kommen. Ich werde klingeln, daß man uns Licht bringe."

Sie wollte aufstehen; doch Adelhard hinderte sie daran und zog sich einen Stuhl neben den ihrigen.

„Laß uns noch eine Viertelstunde so verplaudern!" bat er. „Die unfreundlichen Bilder werden ja hoffentlich weichen, wenn ich bei Dir bin! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber mir ist, als ob wir eine ganze Ewigkeit von einander getrennt gewesen wären."

Da sie sein Gesicht nicht sehen konnte, fiel ihr nichts Besonderes in seinem Benehmen auf. Sie wußte, daß er zuweilen weichmüthige Anwandlungen hatte, und der Ton, den er da angeschlagen, paßte überdies so gut zu ihrer eigenen Stimmung.

„Eine Ewigkeit?" erwiderte sie träumerisch. „Welchen Mißbrauch treiben wir doch mit dem Wort! Auch mir ist es, als ob eine Ewigkeit läge zwischen heute und dem Tage, an dem ich zum letzten Male auf der Bühne gestanden habe. Und doch ist es noch nicht ein ganzes Jahr!"

„So bereust Du, Deine Kunst aufgegeben zu haben und mir gefolgt zu sein?"

„Ob ich es bereue — nein! Ich glaube wenigstens nicht, daß dies die rechte Bezeichnung wäre für das, was ich empfinde. Ich denke nur manchmal an

alle die Illusionen, die ich damals hatte, und dann komme ich mir selber recht thöricht vor mit meinen Luftschlössern und hochfliegenden Träumen."

„Deine Worte enthalten einen schweren Vorwurf für mich, Raffaella! Nur wer sich unglücklich fühlt, trauert zerstörten Illusionen nach. Und Gott weiß, daß ich den rechtschaffenen Willen hatte, Dich glücklich zu machen."

„Ich zweifle nicht daran! Aber am Ende hat das wohl Niemand in der Hand. Und ich hätte vielleicht auch früher daran denken sollen, daß doch Manches zwischen uns stand, was sich selbst mit dem besten Willen nicht niederreißen läßt, daß wir beide im Grunde zwei ganz verschiedenen Welten angehören, zwei Welten, die zu weit von einander entfernt sind, als daß man von einer zur andern eine Brücke schlagen könnte."

„Raffaella!" rief er tief verletzt. „O, Du weißt nicht, was für furchtbare Dinge es sind, die Du da sprichst!"

„Nicht doch! Warum sollten wir nicht einmal ganz offen wie gute Kameraden und vernünftige Leute darüber reden! Ich will Dir gewiß nicht wehe thun, Adelhard — und ich wünsche auch gar nicht, daß irgend etwas geändert werden möge zwischen uns. Ich

sage das nur, damit Du Dich gewöhnst, ein wenig Nachsicht mit mir zu haben, wenn ich Dir einmal in einer schwachen Stunde nicht ganz verbergen kann, wie fremd und einsam ich mich fühle in Deiner Welt."

„Aber ich verstehe Dich nicht, ich weiß nicht, was für eine Welt es ist, an die Du dabei denkst. Wenn es wirklich unser hiesiger Umgangskreis ist, der Dir so sehr mißfällt —"

„Nein, nein, nicht das meine ich, nicht diese geringfügigen Aeußerlichkeiten, die einen wohl verdrießlich, aber nicht unglücklich machen können. Die Welt, an die ich dachte, ist die Welt unserer Anschauungen und Ideen. Hast Du selber nie gefühlt, wie endlos weit wir darin nur zu oft von einander entfernt sind?"

„Gewiß nicht, Geliebte! Unsere Meinungen mochten einmal auseinandergehen in Bezug auf diesen oder jenen nebensächlichen Umstand; in allen ernsten und bedeutsamen Fragen aber, dessen bin ich ganz sicher, würden wir immer nur desselben Sinnes sein."

So hast Du schon vergessen, wie wenig wir in einer sehr ernsten Frage einig waren?" fragte Raffaella ihren Gemahl. „In der ersten Sache, in welcher ich Deine starren Ehrbegriffe nicht zu den meinigen machen konnte, hast Du mir rundweg jedes, auch das

kleinste Zugeständniß verweigert. Muß ich Dich erst daran erinnern, bei welchem Anlaß es geschah?"

„Es ist mein Zerwürfniß mit dem Fürsten Chlodwig, auf welches Deine Andeutung sich bezieht. Warum nur muß gerade dies die Probe sein, auf welche Du meine Nachgiebigkeit stellen willst? Warum forderst Du gerade das Unmögliche von mir zum Beweise für die Opferwilligkeit meiner Liebe?"

„Warum? Weil dies Zerwürfniß das Unglück meines Lebens ausmacht! Weil ich unaussprechlich leide unter dem Bewußtsein, daß Jemand, der mir am nächsten steht, durch mein bloßes Dasein um die köstlichsten aller irdischen Güter gebracht werden soll."

„Welch' ein thörichter Selbstvorwurf! Habe ich Dir denn nicht tausendmal versichert, daß ich auch nicht die geringste Sehnsucht empfinde nach diesen irdischen Gütern, die keinen Werth für mich haben, weil ich ihrer nicht bedarf?"

„Das mag für Dich selbst gelten, obwohl auch Du leicht eines Tages andern Sinnes werden könntest. Aber ich dachte soeben nicht einmal in erster Linie an Dich."

„Nicht an mich? Ja, mein Gott, Raffaella, an wen denn sonst?"

„Ich dachte an das Kind, mit welchem der Himmel

uns beschenken wird. Nie würde ich meinem Sohne frei und offen in die Augen blicken können, so lange das Bewußtsein auf mir lastete, ihn einem flüchtigen und vergänglichen Glück zu Liebe um Rang und Vermögen betrogen zu haben."

„Erscheint Dir das Glück, das Du durch unsere Vereinigung gefunden, in der That schon jetzt als ein so flüchtiges und rasch vergängliches?" fragte er mit tief ernster Betonung. „Und wiegt Dir die Gewißheit, mich glücklich gemacht zu haben, nicht zehnfach dies thörichte Bedauern auf über den Verlust, den unser Kind möglicherweise dereinst erleidet?"

„Nein!" sagte sie schroff und bestimmt. „Ich müßte nicht die Empfindungen einer Mutter haben, wenn ich so zu fühlen vermöchte."

„Das heißt: Du liebst dieses Kind, das noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hat, jetzt bereits tiefer und inniger als mich?"

„Ich glaube wohl, daß es so ist, Adelhard! Und vielleicht ist dies nun einmal in der Natur des Weibes begründet."

„Aber das ist entsetzlich für mich!" rief er in schmerzlichster Bewegung. „Welch' ein zermalmender Gedanke, daß ich Deine Liebe verloren haben soll

durch das, was uns nur um so fester vereinigen müßte!"

„Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn Du mir nicht gerade dies Eine abgeschlagen hättest. Meine Liebe hat ihre Kraft verloren, seitdem ich nicht mehr an die Opferfähigkeit der Deinigen zu glauben vermag."

„Und nur um diesen Preis — nur um den Preis einer Demüthigung vor dem Fürsten könnte ich sie zurückgewinnen?"

„Kann das eine Demüthigung für Dich bedeuten was Dich in meinen Augen zum Helden machen würde?"

Er stand auf und ging um ein paar Schritte tiefer in das dunkle Zimmer hinein, wie wenn er fürchtete, daß sie selbst in der Finsterniß den verstörten Ausdruck seiner Züge wahrnehmen könnte.

„Stelle mir eine andere Bedingung als diese, Raffaella! Oder besser — sage mir, daß es Dir nicht ernst war mir dem, was Du eben gesprochen. Sage mir, daß Du mich noch liebst!"

Vom Fenster her kam ihm keine Antwort, und nachdem er vielleicht eine Minute lang gewartet hatte,

stürzte er wieder auf sie zu und erfaßte ihre beiden Hände.

„Sage mir, daß Du mich noch liebst!“ stieß er tonlos und mühsam wie aus zusammengepreßter Kehle hervor. Laß' mich heute Abend nicht so von Dir gehen — nur heute Abend nicht, Raffaella!“

„Wie aufgeregt Du bist, Adelhard! Vielleicht sind es die Weine des Herrn v. Werkenthin, welche die Schuld daran tragen. Morgen wirst Du meine Aeußerungen ruhiger ansehen. Warum sollte ich jetzt eine Komödie aufführen, nur um Dich zu beruhigen?“

Er ließ ihre Hände los und zog sich zurück. „Eine Komödie!“ murmelte er. „Also es war wirklich Dein Ernst! Du liebst mich nicht mehr — oder Du hast vielleicht von allem Anbeginn nur Dein Spiel mit mir getrieben — wie — wie mit jenem Anderen!“

„Mit wem?“ fuhr sie heftig auf. „Ist es Paul Wismar, von dem Du sprichst?“

„Ich kenne ja nur ihn; aber es war möglicherweise nicht einmal der Einzige, den Du zu Grunde gerichtet hast.“

„Genug! Ich habe nicht Lust, mich von Dir beschimpfen zu lassen! Du magst mir diese Beleidig=

ung abbitten, wenn — wenn Du Deinen Rausch verschlafen hast. Gute Nacht!"

Graf Adelhard Hohenstein hörte das Knistern eines Kleides und das Zuschlagen einer Thür. Er hatte keine Bewegung gemacht, um die Fortgehende zu halten.

Neuntes Kapitel.

Ein sonniger Morgen war auf den stürmischen Regentag gefolgt. Der Wind ging noch frisch, aber er hatte sich nach Osten gedreht und machte die Luft rein und klar, daß alles Entfernte näher gerückt schien, und sich jede einzelne Baumkuppe und jeder Kirchthurm am Horizont in scharfen Umrissen gegen den tiefblauen Himmel abzeichnete.

Der Kutscher des Grafen Hohenstein hatte nach einem Befehl, der ihm in der Nacht zugegangen war, den Wagen um sieben Uhr bereit gehalten, und wenige Minuten nach sieben war Adelhard in Hut und Ueberrock auf die Rampe hinausgetreten. Er hatte das Frühstück, welches ihm der Kammerdiener brachte, nicht angerührt, und nur ein Glas Wein verlangt, das er auf einen einzigen Zug leerte, obwohl er sonst vor dem Mittagessen nie einen Tropfen über die Lippen brachte.

Die Dienstboten fanden, daß er sehr schlecht aus-

sehe und tuschelten einander allerlei Vermuthungen über die Bedeutung dieser frühen Ausfahrt, deren Ziel noch Niemand kannte, in die Ohren.

„Nach dem Schwentischker Vorwerk!" befahl der Graf, indem er den Wagen bestieg. „Halten Sie an der Fichtenschonung vor der Meierei!"

Der Kutscher legte die Hand an die Hutkrämpe, der Diener, dessen Mitfahrt ausdrücklich befohlen worden war, schwang sich auf den Bock, und mit fröhlichem Wiehern trabten die Rosse in den herrlichen Morgen hinein.

„Da drüben von Darkehmen herüber kommen auch noch zwei Wagen," flüsterte der Kutscher dem Bedienten zu, als sie sich nach halbstündiger Fahrt dem Vorwerk näherten. „Sie biegen jedenfalls nach der Meierei ein, und jetzt erkenne ich auch ganz deutlich Werkenthin's strohgelbe Livree. Weiß der Teufel, was sie Alle da wollen. Zu jagen gibt es hier doch höchstens Mäuse und Maulwürfe."

Der Andere wußte über diese schwierige Frage natürlich ebenfalls keine Auskunft zu geben. Daß aber die beiden entgegenkommenden Wagen in der That das nämliche Ziel hatten, konnte nicht länger zweifelhaft sein, als auch der Kutscher d s Herrn v. Werkenthin an der Fichtenschonung die Pferde parirte. Aus seinem

Landauer stiegen drei Herren, während das leichte Jagdwägelchen, welches ihm folgte, nur zwei Insassen gehabt hatte. Graf Adelhard schüttelte Einigen von ihnen die Hände, während er die Uebrigen nur durch ein höfliches Lüften des Hutes begrüßte. Dann ging die ganze Gesellschaft, zu zwei Gruppen getheilt, tiefer in das Gehölz hinein, und schon nach wenigen Augenblicken war der Klang ihrer ohnedies vorsichtig gedämpften Stimmen für die aufmerksam gespitzten Ohren der zurübleibenden Dienerschaft vollständig verhallt.

„Weißt Du, was das bedeuten soll?“ rief einer der Werkenthin’schen Rosselenker zu dem Kutscher des Grafen hinüber. „Der Kukuk soll mich holen, wenn das nicht eine ernsthafte Geschichte ist! Der Doktor von Dorf Darkehmen ist auch dabei, und Jean sagt, daß der Kasten, den ich im Wagen gehabt habe, der Pistolenkasten unseres gnädigen Herrn ist. Wozu in aller Welt brauchen sie den Doktor und die Pistolen?“

„Vielleicht wollen sie nach der Scheibe schießen,“ meinte ein Anderer, der gerne den Witzbold machte, „und sie haben den Doktor mitgenommen, damit er die Löcher vernäht, die sie in die Natur hineinknallen. Oder das ist eine neumodische Art von Kaninchenjagd mit ’nem Verbandskasten.“

Man lachte nicht recht über diese ausgezeichneten Späße; denn obwohl Keiner es eingestand, war doch Jedem ein wenig bänglich um's Herz bei der Angelegenheit, und als nach einer kleinen Pause der Hohenstein'sche Kutscher ziemlich beklommen sagte: Am Ende ist es gar ein Duell, und wir kriegen nicht Alle, die da hineingegangen sind, lebendig wieder zu Gesichte," da schwieg Alles still und wünschte insgeheim, daß die Sache erst vorüber sein möchte.

Drinnen in dem Gehölz regte sich nichts. Sie mußten tief hineingegangen sein, da man so gar keinen Laut von ihnen vernahm. Nur ein Volk von Krähen, das mit zornigem Geschrei über die Baumwipfel hinstrich, ließ vermuthen, daß es durch etwas Ungewohntes und Furchterregendes aus seinem Schlupfwinkel aufgeschreckt worden sei.

Da fiel ein Schuß und fast unmittelbar darauf ein zweiter. Die Leute bei den Wagen sahen einander an und es war Keiner unter ihnen, der sich nicht verfärbt hätte. In athemloser Spannung lauschte Alles, ob noch ein weiterer Knall folgen würde. Aber man wartete vergebens.

„Es ist vorbei!" sagte Einer halblaut. „Hoffen wir, daß es nicht an's Leben gegangen ist. Aber da

kommt was heran. Ist das nicht, als ob ein gehetzter Rehbock durch's Unterholz bricht?"

Doch es war kein Wild, sondern ein Mensch — ein todtenblasser, eiliger Mensch, der sich durch Gestrüpp und Strauchwerk einen Weg gebahnt hatte, wie er ihm wohl der kürzeste zu dem Standplatz der Wagen erschienen war. Schon von Weitem winkte er mit der Hand und rief etwas. Aber die Leute verstanden ihn nicht, und einer der Diener, der in dem Athemlosen Herr v. Werkenthin erkannt hatte, lief ihm entgegen.

„Es muß eine Tragbahre geholt werden aus der Meierei — eine Leiter mit einem Strohsack darauf oder so etwas Aehnliches! Aber schnell!"

Natürlich suchte Einer dem Anderen zuvorzukommen bei dem wilden Wettlauf nach der Meierei. Herr v. Werkenthin blieb an einen Baum gelehnt stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Scheu blickte der Kutscher, der zur Beaufsichtigung der drei Gefährte zurückgeblieben war, nach ihm hinüber.

„Wie viel Zeit braucht man, Christoph, um im Schritt von hier bis zum Herrenhause von Gerdauen zu fahren?" fragte der Gutsherr. „Es kann wohl beinahe eine Stunde hingehen — nicht wahr?"

„O ja, gnädiger Herr — das mag's wohl kosten!

Aber der, für den die Tragbahre sein soll, ist doch nicht etwa —"

Werkenthin gab ihm keine Antwort. Schon tauchten die Gestalten der mit einer wirklichen Bahre Zurückkehrenden wieder hinter den Meiereigebäuden auf, und der Gutsbesitzer winkte sie zu sich heran, um ihnen den Weg zu zeigen. Eine gute Strecke weit ging es auf unbequemem Pfade zwischen den Bäumen dahin. Dann sahen sie die kleine Waldblöße vor sich liegen, die offenbar soeben der Schauplatz eines tiefernsten Ereignisses geworden war. An einer Seite des freien Platzes standen die vorhin bei der Meierei zusammengetroffenen Herren in einer Gruppe beieinander. Nur zwei von ihnen schienen zu fehlen: der blutjunge semmelblonde Lieutenant v. Rahlstedt, der sich in der That auf einem anderen Wege entfernt haben mußte, und der Besitzer von Gerdauen, Graf Adelhard Hohenstein, den die Leute nicht auf den ersten Blick hatten wahrnehmen können, weil er inmitten der Gruppe auf dem fahlgrünen Waldboden lag, halb verdeckt von der Gestalt des Arztes, der sich über ihn gebeugt hatte und damit beschäftigt war, das aus einer Brustwunde hervorquellende Blut zu stillen.

Man wich zur Seite, als die Tragbahre ankam.

„Also Sie glauben nicht, Doktor, daß man ihn

in seinem Wagen nach Schloß Gerdauen bringen kann?“ fragte der Herr v. Werkenthin. „In diesem Fall haben wir kein anderes Asyl für ihn in der Nähe, als die Meierei, und ich fürchte, man wird dort sehr schlecht vorbereitet sein für die Aufnahme und die Verpflegung eines Schwerverletzten.“

Der Doktor machte eine vieldeutige Bewegung mit den Schultern. „Dessen dürfte es auch kaum bedürfen,“ gab er halblaut zurück. „Von einer Wagenfahrt aber — und wäre sie auch noch so kurz — kann nicht die Rede sein, denn wir dürfen jedenfalls nicht mit vollem Bewußtsein etwas thun, was das Ende beschleunigen müßte.“

„Auch die Rücksicht auf den Zustand der Gräfin verbietet einen Transport nach Gerdauen,“ mischte sich ein Anderer ein. „Es könnte ihr Leben in die höchste Gefahr bringen, wenn sie ihren Gatten so heimkehren sähe. Einer von uns wird sich wohl der traurigen Aufgabe unterziehen müssen, die arme Frau schonend auf das Entsetzliche vorzubereiten.“

„Ich bin wohl der Nächste dazu, dies traurige Amt zu übernehmen,“ erklärte Herr v. Werkenthin. „Aber ist denn wirklich gar keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?“

„Nach menschlicher Voraussicht — keine! Ich fürchte, der Graf wird seinen Geist aufgeben, ohne überhaupt noch einmal zum Bewußtsein zu gelangen. Es kann möglicherweise schon innerhalb weniger Minuten geschehen; aber es können ebensowohl auch noch vierundzwanzig Stunden darüber hingehen. Das Herz ist jedenfalls verletzt, doch ich bin nicht im Stande, die Ausdehnung der angerichteten Zerstörung zu ermitteln, da ich nicht sondiren und auch nicht versuchen kann, den Verbleib der Kugel festzustellen. In den meisten Fällen allerdings führt eine solche Verwundung sehr rasch zum Tode.“

Ernst blickten die Männer darein, und es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen, während man den besinnungslosen Grafen vorsichtig auf die Bahre hob, worauf die Leute, die ihn tragen sollten, von dem Arzte mit entsprechenden Anweisungen und Mahnungen zur Vorsicht versehen wurden. Es war ein stiller, trauriger Zug, der sich da langsam durch den herbstlichen Wald bewegte. Auch die Bedienten, welche das kurze Gespräch zwischen dem Doktor und seiner Umgebung nicht hatten verstehen können, wußten, daß es ein Sterbender sei, den sie mit sich führten. Das farblose Gesicht des Grafen verfiel ja ersichtlich von Minute zu Minute mehr, und immer deutlicher traten

einige Züge und Linien darin hervor, wie nur die Hand des Todes sie in ein Menschenantlitz einzeichnet.

In einem niedrigen, dürftig möblirten Zimmer zu ebener Erde wurde der Besitzer von Gerdauen gebettet. Das Lager, auf welches man ihn gehoben hatte, war mit grobem, grellbunt karrirtem Stoff überzogen, und das Kissen, in dem sein bleiches Haupt ruhte, war unbequem und hart. Aber der Doktor hatte Recht gehabt: Graf Hohenstein bedurfte ebenso wenig mehr der Bequemlichkeit als einer sorgsamen Verpflegung. Sein Puls ging in immer leiseren und unregelmäßigeren Schlägen, und in seinen Fingern war jene zuckende Bewegung, die sich zumeist unmittelbar vor dem Ende einstellt.

Herr von Werkenthin traf die erforderlichen Anordnungen, um es dem Verwundeten wenigstens nicht an dem Allernothwendigsten fehlen zu lassen, und bestieg dann den leichten Jagdwagen, in welchem er am schnellsten nach Schloß Gerdauen gelangen konnte.

Sicherlich hatte er noch selten in seinem Leben eine Fahrt mit so schwerem Herzen zurückgelegt als diese, und sein behagliches, wohlgenährtes Gesicht hatte kaum je einen so bedrückten und rathlosen Ausdruck gehabt, als in dem Augenblick, da er auf der Rampe vor dem Herrenhause sein Gefährt verließ.

Mit einer Miene des Bedauerns kam ihm der Kammerdiener des Schloßherrn entgegen.

„Der Herr Graf ist bereits ausgefahren und hat keine Mittheilung über seine Rückkehr hinterlassen.“

„Ich weiß das und bitte Sie, mich bei der Frau Gräfin zu melden. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, und die Dringlichkeit derselben muß die unzeitige Störung entschuldigen. Ich werde jedenfalls hier warten, bis die Frau Gräfin geneigt ist, mich zu empfangen.“

Der Diener ging und kehrte nach einigen Minuten zurück, um Herrn von Werkenthin in eines der Empfangszimmer zu führen. Die Frau Gräfin sei noch bei der Toilette, meldete er, aber sie werde so bald als möglich erscheinen. Und in der That ließ Raffaella sich nicht lange erwarten. In einem weißen mit Spitzen besetzten Schlafrock betrat sie das Zimmer, und sie mußte wohl sehr neugierig gewesen sein, die dringenden Mittheilungen des Gutsnachbarn zu empfangen, da sie ihr prächtiges Haar nur lose hatte aufstecken lassen, und da ihr Anzug auch sonst die Hast verrieth, mit der er beendet worden war.

Lächelnd reichte sie dem Besucher die Hand; aber das Lächeln erstarb, als sie ihm aufmerksamer in's Gesicht sah.

„Sie haben mir etwas Unangenehmes mitzutheilen, Herr von Werkenthin!“ sagte sie. „Mein Gott, es ist Ihnen doch kein Unglück widerfahren?“

„Nicht mir, Frau Gräfin -- oder doch — gewiß, es ist auch ein Unglück für mich. Ihr Herr Gemahl —“

„Wie? Mein Mann? Es betrifft meinen Mann? Ja, ist er denn nicht hier im Schlosse?“

„Nein! Er ist schon in der Frühe ausgefahren — und ein Unfall —“

Er stockte, als er den jäh veränderten Ausdruck in ihren Zügen sah. Während der ganzen Fahrt hatte er sein Gehirn zermartert, um eine recht schonende, sanft vorbereitende Einleitung zu ersinnen, und nun verrieth ihm ihr Erschrecken, daß er trotzdem überaus ungeschickt mit seiner Botschaft herausgekommen sein mußte.

„Belügen Sie mich nicht!“ rief sie, ihn mit weitgeöffneten Augen ansehend. „Sagen Sie mir gleich die ganze Wahrheit! Was ist mit meinem Manne geschehen?“

„Ich hoffe, Frau Gräfin, daß vorläufig nach kein Anlaß zu den schlimmsten Befürchtungen vorhanden ist und daß Ihr Herr Gemahl — -- ich bitte Sie dringend, meine verehrte gnädige Frau, das Geschehene

mit Muth und Fassung zu ertragen, es ist — es wird — der Arzt meint —“

Regungslos wie eine Statue stand sie ihm gegenüber. Sie hörte vielleicht kaum auf das, was er sagte; aber sie bemühte sich, in seinem Gesicht zu lesen, und der arme Herr von Werkenthin hatte die unbehagliche Empfindung, daß ihre dunkeln Augen ihm bis auf den Grund seiner Seele drängen.

„Warum bemühen Sie sich, mich zu hintergehen?“ fragte sie, und ihre Stimme klang jetzt so ruhig, daß der Unglücksbote ganz erstaunt war über so viel kaum erhoffte Tapferkeit und Selbstbeherrschung. „Sie sind doch wohl gekommen, um mir irgend etwas Schreckliches schonend und tropfenweise beizubringen — nicht wahr? Aber ich gehöre nicht zu den Frauen, bei denen ein solches Verfahren angebracht ist. Wenn es etwas gibt, das mich tödten könnte, so ist es allein die Ungewißheit, die mir nicht das Entsetzliche selbst, sondern nur seinen hundertfach größeren Schatten zeigt. Darum sprechen Sie schnell und sprechen Sie ohne Rückhalt! Wo finde ich meinen Mann — und wie werde ich ich ihn finden?“

Herr von Werkenthin zauderte noch, aber diese Gelassenheit, die in einem solchen Augenblick seiner Meinung nach unmöglich erheuchelt sein konnte und

die ihn wie Herzenskälte und Lieblosigkeit anmuthete, beschwichtigte seine letzten Bedenken.

„Sie dürfen ihn jetzt nicht sehen, Frau Gräfin," erwiderte er. „Es wäre eine gefährliche und nutzlose Aufregung; gefährlich für Sie und nutzlos für ihn, da er nicht einmal im Stande sein würde, die Wohlthat Ihrer Nähe zu empfinden. Der Herr Graf befindet sich nicht weit von hier, und er ist so gut aufgehoben, als die Umstände es nur immer zuließen. Unbedingte Ruhe ist augenblicklich dasjenige, dessen er am dringendsten bedarf. Später — vielleicht noch an diesem Nachmittag oder doch im Verlauf der nächsten Tage — wird man ihn gewiß mit der Einwilligung des Arztes nach Gerdauen zurückbringen und Ihrer liebevollen Obhut übergeben können."

„Aber ich weiß noch immer nicht, was ihm denn eigentlich geschehen ist. Sind die Pferde seines Wagens mit ihm durchgegangen? Oder was war es sonst?"

Herr von Werkenthin zauderte. Von dem Duell durfte er nicht sprechen, bevor nicht Herr v Rahlstedt selbst sich seiner vorgesetzten Behörde gestellt hatte, und in seiner Aufregung hatte er noch gar nicht daran gedacht, sich eine Nothlüge zurecht zu machen.

„Wenn ich recht berichtet bin, Frau Gräfin," stotterte er endlich, „so hat Ihren Gemahl einer von

jenen Jagdunfällen betroffen, die ja leider so häufig vorkommen. Wohl die Unvorsichtigkeit eines Jagdgenossen —“

Ihr Blick, der noch immer unverwandt auf sein Gesicht gerichtet war, genirte ihn so sehr, daß er mitten im Satze stecken blieb. Es setzte ihn insgeheim in Verwunderung, daß die Gräfin sich trotzdem mit der mangelhaften Auskunft zu begnügen schien; denn sie fragte nicht weiter, sondern trat, nachdem sie noch ein paar Sekunden lang schweigend auf die Fortsetzung seiner Mittheilungen gewartet hatte, an eines der Fenster.

Herr v. Werkenthin hatte das Knirschen der Räder überhört, das ungeachtet ihrer Erregung dem scharfen Ohr Raffaella's nicht entgangen war. Er wußte nicht, was es zu bedeuten habe, daß sie jetzt ebenso starr hinausblickte, als sie bisher ihn fixirt hatte. Das minutenlange Schweigen aber wurde ihm bald noch peinigender, als es vielleicht ein leidenschaftlicher Verzweiflungsausbruch der jungen Frau gewesen wäre. Daß dies noch nicht das Ende ihrer Unterredung sein konnte, fühlte er mit voller Bestimmtheit, und er sah doch keine rechte Möglichkeit, seinerseits den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen.

Da streckte die Gräfin die Hand nach einer

Klingelschnur aus, und Herr von Werkenthin vernahm deutlich den scharfen Klang der draußen anschlagenden Glocke.

„Lassen Sie Friedrich sofort hierherkommen!“ befahl sie dem eintretenden Kammerdiener. Und dann that sie wieder ein paar Schritte in das Zimmer hinein — blaß, aber in marmorner Unbeweglichkeit der Züge.

Werkenthin erschrak, als er sah, daß es der Kutscher des Grafen war, welcher auf Befehl der Schloßherrin in der Thür erschien. Er bemühte sich, dem Manne ein Zeichen zu machen; aber der militärisch geschulte Kutscher bemerkte nichts davon, da er seine Augen streng vorschriftsmäßig nur auf die Gräfin gerichtet hielt. Und der Gutsbesitzer hatte nicht den Muth oder Geistesgegenwart genug, durch irgend ein entschlossenes Manöver dem unzweifelhaft beabsichtigten Verhör zuvorzukommen.

„Sie haben den Grafen heute Morgen gefahren?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin!“

„Wohin?“

„Nach der Schonung bei dem Schwentischker Vorwerk, Frau Gräfin!“

„Und es ist ihm dort ein Unglück zugestoßen — Herr von Werkenthin hat mich bereits davon unter=

richtet. Wo befindet sich der Graf in diesem Augenblick?"

„In der Meierei des Vorwerks! Der Herr Doktor schickte mich nach Hause; denn er meinte, die Leiche des Herrn Grafen müßte auf dem Vorwerk bleiben, bis die gerichtlichen —"

„Schweigen Sie!" donnerte Herr v Werkenthin jetzt den Unglückseligen an; aber seine Unterbrechung kam zu spät. Ohne einen Aufschrei oder einen Laut des Schreckens, mit der mechanischen Langsamkeit eines durch ein Uhrwerk bewegten Automatens wandte Gräfin Raffaella sich nach ihm um. Es war kein Blutstropfen mehr in ihrem Gesicht, ihre schwarzen Augen aber glühten wie im wildesten Fieber.

„Warum hat man ihn erschossen — warum? Und wer — wer ist sein Mörder?"

Sie wankte, und ihre Hand tastete in die leere Luft nach eine Stütze.

„Frau Gräfin — Fassung!" stieß Werkenthin hervor. „Ich beschwöre Sie, seien Sie tapfer! Noch kann unmöglich jede Hoffnung verloren sein —"

Aber der gute Werkenthin redete zu Einer, die ihn nicht mehr hörte. Von schwerer Ohnmacht umfangen, lag die junge Gräfin in seinem Arm, und Friedrich, der noch gar nicht zu begreifen schien,

welches Unheil er durch seinen Rapport angerichtet, stürzte hinaus, um Beistand für die bewußtlose Herrin herbeizurufen.

— — — — — — — — — — — — — —

Drei Stunden später erblickte der Sohn des Grafen Adelhard Hohenstein als eine vaterlose Waise das Licht der Welt.

Zehntes Kapitel.

Noch niemals waren um die herbstliche Jahreszeit so viele Equipagen und Miethswagen durch das hohe Sandsteinportal des Hofes von Schloß Hohenstein gerollt, als in diesen ersten Novembertagen — und noch niemals war es gleichzeitig so feierlich still in dem stolzen, alten Herrenhaus gewesen, als jetzt, wo doch ein Besucher fast unmittelbar auf den anderen folgte.

Aber die sich da einfanden — die reichen und vornehmen Grundbesitzer des Kreises, die Stabsoffiziere aus den nächstgelegenen Garnisonsorten und die hohen Verwaltungsbeamten von der Provinzialregierung — sie Alle kamen freilich nur zu sehr kurzem Verweilen. In einem der prächtigsten Säle des Mittelflügels lag ein Buch auf, in welches die Besucher ihren Namen eintrugen, und der Güterdirektor des Fürsten, ein ehemaliger Offizier, erwies ihnen dabei die Ehren des Hauses. Mit gedämpfter Stimme und in kurzen

Sätzen wurden da flüchtige Unterhaltungen geführt, man empfahl sich zumeist schon nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten, und nur die nächsten Freunde der fürstlichen Familie wurden zuweilen in die Privatgemächer auf dem linken Schloßflügel hinübergeführt.

Fürst Chlodwig Hohenstein war an einer Lungenentzündung erkrankt, und obwohl sogleich die berühmtesten Aerzte berufen worden waren, hieß es doch, daß nur noch wenig Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens Lebens sei. Auf seinen besonderen Wunsch war er schon am zweiten Tage der Krankheit aus seinem Schlafgemach in das anstoßende Bibliotheks- und Arbeitszimmer gebracht worden, einem ausnehmend hellen und luftigen Raum, dessen Wände neben der auserlesenen Büchersammlung zahllose Jagdtrophäen des Fürsten schmückten. Da lag er auf einer ganz einfachen eisernen Feldbettstelle, das Fell eines Bären, den er einst auf den Besitzungen des Fürsten Radziwill unter besonders schwierigen Umständen geschossen, über die Füße gebreitet und mit einem Ausdruck soldatisch mannhafter Ergebung auf dem bleichen Gesicht.

Als noch Niemrnd in seiner Umgebung dem Unwohlsein, von welchem der anscheinend eichenstarke Mann über Nacht befallen worden war, eine ernste Bedeutung beigelegt, hatte Fürst Chlodwig bereits ge-

wußt, daß er sterben würde, und es war kein Wort der Klage über seine Lippen gekommen.

Wenn der quälende Husten ihm ein wenig Ruhe vergönnte, sprach er mit seiner trostlosen Tochter und mit den andern Personen seiner Umgebung in freundlicher, ja beinahe heiterer Weise, und sie mußten ihn oft unter mühsam zurückgehaltenen Thränen bitten, seiner kranken Lunge zu gedenken, wenn er sich anschickte, ihnen einen der lustigen Geschichten zu erzählen, an denen er Zeit seines Lebens unerschöpflich gewesen war. Gab es in diesen Leidenstagen für ihn überhaupt Augenblicke der Muthlosigkeit und des bangen Zagens, so durchkämpfte er sie jedenfalls ganz in der Stille und ließ Keinen etwas davon ahnen, wie schwer ihn der Abschied ankam von der holden Gewohnheit des Daseins.

Als am dritten Tage einige der namhaftesten deutschen Kliniker eine Berathung am Krankenbette des Fürsten abgehalten hatten, wurde Graf Wenzel Hohenstein telegraphisch herbeigerufen. Fürst Chlodwig war sichtlich erfreut, als man ihm unter allerlei mühsam ausgeklügelten Vorwänden Mittheilung davon machte. Nur aus schonender Rücksichtnahme auf die Empfindungen seiner Tochter, die nichts von seinen Todesahnungen bemerken sollte, hatte er selber diesen

Wunsch bisher unterdrückt, und mit offenbarer Ungeduld sah er nun der Ankunft seines Neffen entgegen.

Graf Wenzel traf in der Morgenfrühe des nächsten Tages auf Schloß Hohenstein ein, und Komtesse Hertha, welche die ganze Nacht am Krankenbette des Vaters durchwacht hatte, kam ihm auf die Meldung von seiner Ankunft im Vorzimmer entgegen. Was ihn schon das Telegramm hatte vermuthen lassen, das wurde ihm bei ihrem Anblick sogleich zur vollen Gewißheit und mit einer warmen Herzlichkeit, wie sie gleich überzeugend nicht oft in seinem Wesen war, erfaßte er die Hände seiner jungen Verwandten.

„Welch' eine unglückliche Botschaft, meine liebe, arme Hertha! Aber steht es denn wirklich so schlimm?"

Sie senkte den Kopf, und die Thränen, welche sie bisher mit übermenschlicher Anstrengung zurückgehalten hatte, rannen unaufhaltsam über ihre Wangen.

„Man bemüht sich, mir die Wahrheit zu verheimlichen; aber ich sehe ja aus Allem, daß die Aerzte das Aeußerste befürchten. Ach, Wenzel, wenn das geschehen könnte, wenn —"

Das Schluchzen erstickte ihre Stimme, und fast ohne zu wissen, was sie that, lehnte sie, da er sie sanft an sich zog, das Haupt an seine Schulter. Mit

zärtlichen, liebevoll gewählten Worten suchte er der Verzweifelnden Muth einzusprechen und ihre gesunkene Hoffnung von Neuem zu beleben. Aber seine scharfen grauen Augen hingen dabei mit einem viel heißeren Blick, als die ernste Situation zu erklären oder zu rechtfertigen vermochte, an ihrer lieblichen Gestalt. —

Gegen Mittag hatte der Husarenlieutenant die erste Unterredung mit seinem Oheim. Auf den Befehl des Fürsten hatten alle anderen Anwesenden das Zimmer verlassen müssen, und erst nach Verlauf einer Stunde wurde dem Arzt und den beiden barmherzigen Schwestern, die als Pflegerinnen thätig waren, der Zutritt wieder verstattet. Fürst Chlodwig schien zwar etwas erschöpft; aber seine Stimmung war eine so heitere, daß der Verlauf der Unterredung seinen Wünschen offenbar vollkommen entsprochen hatte. Er streichelte der Komtesse Hertha, die nach einem Schlummer von wenig Stunden wieder an sein Lager geeilt war, zärtlich die bleichen Wangen und versicherte ihr, daß er sich während der ganzen Dauer seiner Krankheit noch nicht so frei von Schmerzen und Unbequemlichkeiten gefühlt hatte, als in diesem Augenblick.

Die Miene des Arztes freilich erschien keineswegs wie eine Bestätigung dieser hoffnungsvollen Aeußerungen. Er zog den Grafen Wenzel in eine Fenster-

nische und führte mit ihm dort im Flüstertone eine sehr ernsthafte Unterhaltung.

„Alles deutet auf den baldigen Eintritt einer entscheidenden Krisis hin," sagte er im Verlauf derselben. „Es wäre jedenfalls dringend wünschenswerth, daß auch Herr Professor Ewald für diese Nacht noch einmal berufen würde. Ich hoffe ja, daß uns eine verhängnißvolle Wendung erspart bleiben werde; aber ich möchte doch die Verantwortung nicht gern allein auf meine Schultern nehmen."

„Ihr Wunsch, Herr Geheimrath, ist nur zu begreiflich," versicherte Graf Wenzel, „und ich bitte Sie, in Allem und Jedem ganz nach Ihrem Ermessen zu verfahren. Aber Sie haben doch noch einige Hoffnung — nicht wahr?"

„Seine Durchlaucht hat eine eiserne Konstitution", war die ausweichende Antwort. „Es wäre voreilig, in solchem Fall die Hoffnung auf eine Rettung völlig aufzugeben, nur weil die Symptome bei manchem Anderen einen schlimmen Ausgang vermuthen lassen würden."

Graf Wenzel mochte die eigentliche Absicht dieser nur zum Schein in die Form eines schwachen Trostes gekleideten Worte verstehen; denn er fragte nicht weiter. Auf die verschleierte Hindeutung des Arztes

aber, daß es vielleicht gerathen wäre, die Komtesse Hertha während der für den Kranken unzweifelhaft sehr qualvollen Krisis von dem Bette des Fürsten fernzuhalten, schüttelte er mit Entschiedenheit den Kopf.

„Mehr als je ist in solchen Augenblicken der Platz der Tochter an ihres Vaters Seite," erklärte er. „Und wenn eine Katastrophe wirklich eintreten sollte, so darf der Fürst des Trostes nicht entbehren, alle Diejenigen um sich zu sehen, die seinem Herzen im Leben nahe gestanden. Sagen wir also der Komtesse nichts, Herr Geheimrath! Sie würde unseren Mahnungen ja doch kein Gehör schenken, und wir würden ihre Sorge und Unruhe nur vermehren."

Im Verlaufe des Tages hatte Graf Wenzel, der von allen Beamten und Dienern im Schlosse ohne Weiteres als der bevollmächtigte Vertreter des kranken Fürsten angesehen wurde, noch lange Besprechungen mit dem Güterdirektor und dem Justizrath v. Rocholl, der telegraphisch aus der unfern gelegenen Provinzialhauptstadt berufen worden war. Die Komtesse hatte er seit dem Moment seiner Ankunft nicht mehr allein gesprochen, und es schien fast, als ob er solchem Zusammentreffen unter vier Augen jetzt auch geflissentlich aus dem Wege ginge. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als er wieder das Bibliothekzimmer

betrat. Die Pflegerin, welche ihm geöffnet hatte, bedeutete ihm, daß der Fürst schlafe, und Graf Wenzel hätte sich wahrscheinlich vorsichtig zurückgezogen, wenn nicht Hertha's dunkle Gestalt aus einer der tiefen Fensternischen hervorgetaucht wäre, und wenn sie ihn nicht durch eine Handbewegung aufgefordert hätte, zu bleiben.

„Mir ist so angst," flüsterte sie, als er an ihre Seite getreten war. „Mein Vater schläft ja anscheinend ganz ruhig; aber sein Gesicht erscheint mir so merkwürdig verändert. Sage mir aufrichtig, Wenzel, ob ich mich darin täusche."

Der Lieutenant ging auf den Fußspitzen um einige Schritte näher an das Krankenbett heran und warf einen Blick auf das Antlitz des schlummernden Fürsten. Dann sah er zu dem am Kopfende des Lagers stehenden Arzte hinüber, und ein kaum merkliches Augenzwinkern genügte ihnen, sich zu verständigen.

„Es ist die unsichere Beleuchtung, welche diesen Eindruck hervorbringt, liebste Hertha," sagte er beschwichtigend. „Aber Du gestattest mir vielleicht, Dir ein wenig Gesellschaft zu leisten, damit die Sorge nicht allzu vollständig Herrschaft über Dich gewinnt."

Er führte sie in die erkerförmige Nische zurück und setzte sich ihr gegenüber auf einen der beiden

Lederstühle, welche dort standen. Draußen flackerten die auf dem Hofe brennenden Laternen im Novembersturm, und von Zeit zu Zeit prasselte in großen Tropfen ein Regenschauer gegen die Scheiben.

Sie sprachen, wie es unter diesen Umständen nicht anders sein konnte, nur von der Krankheit des Fürsten, und Graf Wenzel versuchte nach Kräften, ihr durch den Hinweis auf seines Oheims starke und widerstandsfähige Konstitution neuen Muth einzuflößen. Aber Hertha schien aus seinen tröstenden Worten nur geringe Hoffnung zu schöpfen.

„Mein Vater war doch wohl in der letzten Zeit nicht mehr so stark, als wir alle wähnten," sagte sie traurig. „Wenn ich mir alle Einzelheiten ins Gedächtniß zurückrufe, so glaube ich, daß seine Krankheit schon an dem Tage begann, da er die Nachricht von Vetter Adelhard's jähem Tode empfing. Es muß ihn sehr schwer getroffen haben, wie wenig er auch äußerlich davon zeigte."

Graf Wenzel runzelte ein wenig die Stirn. „Auch ich habe das Schicksal Adelhard's beklagt, „sagte er, „aber ich meine doch, daß Du Dich da in einem Irrthum befindest, liebe Hertha. Er selbst hatte ja schon vor seinem Tode aufgehört, sich als Mitglied unserer Familie zu betrachten und sein Verhalten dem Onkel

gegenüber war ein so wenig liebevolles, daß ich an eine Wirkung der Todesnachricht, wie Du sie vermuthest, kaum zu glauben vermag. Adelhard ist das Opfer eines traurigen Verhängnisses geworden; aber er allein hatte dies Verhängniß über sich heraufbeschworen, und der Schlag, der ihn vernichtete, traf ihn durch eigene Schuld."

„Es ist hart so von einem Todten zu sprechen, Wenzel! Am Ende bestand sein Verschulden doch allein in seiner Heirath und ich kann nicht finden, daß er ein so schweres Unrecht beging, indem er dem Antrieb seines Herzens folgte."

„Er hat es jedenfalls grausam genug büßen müssen, und ich wiederhole, daß ich ihn aufrichtig bedauere. Aber das Geschick ist nun einmal unerbittlich und es gibt gewisse Schranken, die zu überspringen Niemand versuchen soll, der nicht Gefahr laufen will, dabei zu tödtlichem Sturz zu kommen. Ein Edelmann, der in jedem Augenblick bereit sein muß, mit dem Degen oder der Pistole in der Hand für die makellose Ehre seiner Gattin einzutreten, darf sich auch über die unvermeidlichen Folgen nicht im Unklaren sein, wenn er einer Abenteuerin seinen Namen gibt. Wäre Adelhard aus diesem Duell als Sieger hervorgegangen, so würde er wahrscheinlich

bei irgend einem anderen Anlaß unterlegen sein, und wer weiß, ob er nicht vielleicht noch glücklich zu preisen ist, weil ihn die kurze Dauer dieser unsinnigen Ehe vor den schlimmsten Erfahrungen bewahrte."

„Aber Du warst doch in seiner Nähe, als er sie einging. Warum, wenn das Verhängniß wirklich vorauszusehen war, hast Du ihn nicht daran gehindert?"

„Als wenn es eine Möglichkeit dazu gegeben hätte! Er war ja wie blind und toll, und die Netze, in welche diese gefährliche Person ihn verstrickt hatte, waren bereits unzerreißbar geworden, als ich von der Affaire Kenntniß erhielt. Meine Bemühungen würden sicherlich keinen andern Erfolg gehabt haben, als den, uns zu unversöhnlichen Feinden zu machen, und meine verwandtschaftliche Zuneigung für Adelhard hielt mich ab, es bis dahin zu treiben. Auch war er der Aeltere von uns Beiden und mußte am Ende wissen, was er that. Da er mich nicht um meine Ansicht gefragt hatte, konnte ich mich kaum berufen fühlen, einen von vornherein völlig aussichtslosen Kampf gegen seine wahnwitzige Leidenschaft zu führen."

„Die arme, unglückliche Frau! Wie mag sie nur das Entsetzliche getragen haben! Bis zu dem Augenblick, da die Sorge um meinen Vater alles andere

zurückdrängte, habe ich meine Gedanken gar nicht von ihr losmachen können. Und wenn ich der Stimme meines Herzens hätte folgen dürfen, so wäre ich gewiß zu ihr geeilt, um sie zu trösten und aufzurichten in ihrem Jammer Am Ende hatte sie doch auch ein gutes Recht auf unsere Theilnahme und auf unseren Beistand."

„Nein, Hertha — ein solches Recht hatte sie nicht! Sie ist uns eine völlig Fremde, und seit Adelhard's Tode haben wir nichts mehr mit ihr zu schaffen. Hoffentlich hast Du Dich nicht etwa in Deiner Weichherzigkeit und Großmuth dazu verführen lassen ihr zu schreiben."

„Gewiß habe ich das gethan, Wenzel!"

„Mit Onkel Chlodwig's Einwilligung?"

„Ich habe ihn nicht darum befragt, denn er hatte ein- für allemal verboten, daß ihm von diesen Dingen gesprochen werde. Um seinen Grundsätzen nichts zu vergeben, hätte er mir wohl verbieten müssen, an Raffaella zu schreiben, aber er wußte sicherlich, daß ich es thun würde, und er war mir gewiß im Stillen dankbar, daß ich ihn nicht um seine Erlaubniß gefragt habe. Du weißt ja am Besten, Wenzel, wie wenig Härte und Unversöhnlichkeit in seinem Charakter liegen."

„Es handelt sich auch nicht darum, sondern es handelt sich um das Ansehen unserer Familie und um die Ehre unseres Namens. Wo solche Dinge in Frage kommen, da müssen alle persönlichen Empfindungen zurücktreten, und die weichen Regungen des Herzens müssen sich jenen höheren Interessen widerspruchslos unterordnen. Ich begreife wohl, daß eine Frau dafür nur geringeres Verständniß besitzt, aber Du mußt mir schon glauben, liebe Hertha, daß uns Männern in diesem Fall durch unerbittliche und unabänderliche Gesetze vorgeschrieben ist, wie wir zu handeln haben.“

„Nun wohl, ich will glauben, daß ihr der Wittwe Adelhard's gegenüber keine andere Haltung annehmen könnt; aber er hat ein Kind hinterlassen, ein armes, beklagenswerthes Kind, das unsere Liebe und unser Mitleid schon darum doppelt und dreifach beanspruchen darf, weil nie eines Vaters Auge auf ihn geruht, und weil es nie eines Vaters Stimme hören wird.“

„Es ist das Kind einer Sängerin, Hertha! Sollen wir es als zu uns gehörig betrachten, nur weil es zufällig berechtigt ist, unseren Familiennamen zu führen?“

„Du vergissest, Wenzel, daß der Fürstentitel meines Vaters und die damit verbundenen Besitzrechte

dereinst auf dies Kind übergehen werden, daß es vielleicht eines Tages als Herr und Gebieter hier auf Hohenstein seinen Einzug halten wird."

„Das wird niemals geschehen — niemals! Adelhard ist durch diese Mißheirath für sich selbst, wie für seine Nachkommenschaft aller Ansprüche verlustig geworden, auf die seine Geburt ihm ein Anrecht gegeben hätte, und wir werden nie in die unwürdige Lage gebracht werden, den Sohn einer Komödiantin als Oberhaupt unserer Familie zu sehen. — Aber weshalb sollen wir noch weiter davon sprechen! Ich hoffe, daß diese Rafaella Taktgefühl genug besitzen wird, alle weiteren Annäherungsversuche zu unterlassen und sich mit der immerhin recht angenehmen, gesellschaftlichen Stellung zu begnügen, welche ihr durch den Rang und das hinterlassene Vermögen ihres Gatten gesichert ist. Das ist jedenfalls viel mehr als sie vor ihrer Bekanntschaft mit Adelhard für sich und für ihre Nachkommen jemals erhoffen durfte."

Ein Hustenanfall, der den Fürsten Chlodwig heimsuchte und ihn aus seinem leichten Schlummer weckte, hinderte den Lieutenant, weiter zu sprechen. Hertha war sogleich aufgesprungen, um sich dem Krankenbette zu nähern und Graf Wenzel folgte, wenn

auch etwas zögernd, ihrem Beispiel. Mit weitgeöffneten Augen lag Fürst Hohenstein da, sein Blick erschien klarer, als er es während der letzten Tage gewesen war. Aber sein Athem ging sehr rasch und röchelnd und die Hände, welche er über die Brust gefaltet hatte, waren von einer eigenthümlich wächsernen Farbe. Einer der behandelnden Aerzte, die jetzt Beide im Krankenzimmer anwesend waren, beugte sich über ihn herab, um leise einige Fragen an ihn zu richten.

Fürst Chlodwig aber erwiederte mit deutlich vernehmbarer, wenn auch etwas verschleierter Stimme: „Es ist alles in Ordnung, Herr Professor! Ich denke, ich werde es bald überstanden haben. Ah, Du bist da, Hertha — und auch Du, Wenzel! — Kommt her zu mir, Kinder, und gebt mir Eure Hände. Und dann laßt die Leute hereinkommen — Alle — hört ihr — Alle! — Ich will wie ein guter Hausvater Abschied nehmen von denen, die mir lieb gewesen sind, und von denen, die mir treu gedient haben. Sie sollen nicht sagen, daß ich mich weggestohlen habe ohne ein letztes, dankbares Wort! — Aber legt mir zuvor noch ein Kissen unter den Rücken — das — das Athmen wird mir ein bischen schwer.“

Hertha, deren Hand der Kranke fest in der seinigen

hielt, war schon bei seinen ersten Worten schluchzend neben der einfachen Feldbettstelle in die Knie gesunken; Graf Wenzel aber hatte durch einen befehlenden Blick den unschlüssig dreinschauenden Professor bedeutet, daß den Wünschen des Fürsten Genüge geschehen müsse. Der Kammerdiener eilte auf den Fußspitzen hinaus, und nach Verlauf einiger Minuten, während deren man den mühsam nach Luft ringendrn Kranken etwas bequemer gebettet hatte, ohne daß von ihm oder von Jemanden in seiner Umgebung ein Wort gesprochen worden wäre, wurden geräuschlos die in den Nebenraum führenden Flügelthüren geöffnet.

Dicht zusammengedrängt standen da die Beamten und die ganze Dienerschaft des Schlosses. Die blassen, traurigen Gesichter der Männer und das leise Weinen der Frauen gaben Kunde davon, daß es ein gütiger Herr gewesen war, der von ihnen Abschied nehmen wollte.

„Laßt sie hereinkommen,“ ordnete Fürst Chlodwig an, ganz herein! Es wird ihnen nicht schaden, zu sehen, wie man als Christ und als Soldat aus dem Leben geht! Weine nicht so sehr, meine liebe Hertha! Ich bin kein Jüngling mehr und denke, ich habe die Freuden wie die Kümmernisse des Daseins zur Genüge

erfahren. Du wirst ja auch künftig nicht allein und verlassen sein! — Gib mir Deine Hand, Wenzel! — Ich weiß, daß Du sie lieb hast, und ich meine, sie vergilt Dir's auf die gleiche Art. Darum sollt ihr einander angehören und sollt treu zusammenhalten für alle Zukunft! Gelobe mir, daß Du sie beschützen und hochhalten willst, wie ich es gethan!"

Die Komtesse hatte ihr Gesicht in die Decken des Lagers gedrückt, ihr schlanker Körper zitterte und bebte im Uebermaß des grausamsten Schmerzes, und weder ein Wort noch eine Bewegung verrieth, daß sie gehört und begriffen habe, was ihr Vater soeben gesprochen. Graf Wenzel Hohenstein aber hatte es verstanden; denn er wiederholte es so laut, daß alle Anwesenden es deutlich vernehmen konnten: „Ich gelobe es Dir, Onkel Chlodwig!"

„Wohlan, so lege ich in dieser Stunde, die ich für die letzte meines Lebens halte, ihr Schicksal in Deine Hand! Gib Dir rechtschaffen Mühe, sie so glücklich zu machen, als sie es verdient!"

„Das schwöre ich Dir, Onkel Chlodwig! Aber Du wirst noch nicht von uns gehen — Du wirst uns noch an unserem Vermählungstage Deinen Segen ertheilen."

„Vielleicht aus einer anderen Welt, mein Junge! Mit dieser hier unten bin ich wohl so ziemlich fertig! — Und nun laß die Leute ganz nahe herantreten, damit ich jedem von ihnen noch einmal ins Gesicht sehen kann. Und die Aeltesten voran! Es sind einige dabei, die mir seit mehr als dreißig Jahren gedient haben — sie haben doch wohl einen Händedruck von ihrem sterbenden Herrn verdient."

Jetzt entstand eine kleine Bewegung unter der Schaar im Hintergrunde des Gemaches. Das Schluchzen der Frauen wurde lauter, und auch über die Gesichter der Männer rannen die Thränen. Aber auf einen Wink des Grafen Wenzel leisteten sie stumm dem Wunsche ihres Gebieters Folge, und der grauköpfige Kammerdiener war der Erste, der an die freie Seite des Lagers trat und die dargebotene Hand des Fürsten ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührte.

Für jeden der älteren Leute hatte der Kranke ein freundliches Wort; aber das Sprechen wurde ihm ersichtlich doch von Sekunde zu Sekunde schwerer, und nach einem neuen Hustenanfall sank er kraftlos in die Kissen zurück.

„Euch Anderen sage ich insgesammt Lebewohl,"

brachte er mit matter Stimme hervor, „denn für jeden Einzelnen reicht's nicht mehr aus. In meinem Neffen seht ihr den neuen Herrn, dem ihr nach meinem Tode Gehorsam schuldig seid —den Fürsten zu Hohenstein und den — künftigen — Gatten — meiner — Tochter.“

Professor Ewald griff nach dem Handgelenk des Kranken. Der Fürst machte noch einige Male den Versuch zu sprechen; aber seine Worte verloren sich in einem matten, unverständlichen Gemurmel, und nach einer kleinen Weile war er ganz still. In dem weiten Raume herrschte jetzt trotz der großen Zahl der anwesenden Personen ein tiefes Schweigen. Die Leute wagten kaum noch zu athmen, denn sie Alle fühlten die düstere Majestät des Todes, der als der mächtigste aller Fürsten seinen Einzug in das alte Herrenhaus gehalten. Hertha hatte ihre thränennasse Wange auf die Hand des Vaters gelegt, und ein Ausdruck müder Hoffnungslosigkeit war auf ihrem marmorblassen Gesichtchen. Graf Wenzel war an das Fußende des Bettes getreten und verwandte keinen Blick von dem Gesicht des Sterbenden. So verging Minute auf Minute, ohne daß sich eine merkliche Veränderung in dem Aussehen des Fürsten gezeigt hätte. Es war ein stiller Todeskampf, welchen er kämpfte, fast nur ein sanftes

Hinüberdämmern in jenen Schlummer, der besser und tiefer ist als jeder vorhergegangene, weil er keine bangen Träume und kein schmerzliches Erwachen kennt.

Eine lange, schier unendliche Viertelstunde hindurch hatten Alle so in regungslosem Schweigen verharrt. Da ließ Professor Ewald seine Finger von dem Puls des Fürsten und legte die Hand auf seine Brust in der Gegend des Herzens.

Eine Minute des Wartens noch; dann neigte er sich über ihn und drückte ihm mit sanfter Bewegung die Augen zu.

Mannhaft und tapfer wie ein rechter Soldat war Fürst Chlodwig Hohenstein gestorben. Kein Seufzer, der als ein Klagelaut hätte gedeutet werden können, war über seine Lippen gekommen, und außer dem beobachtenden Arzte hätte Niemand aus seiner Umgebung den Moment feststellen können, in welchem er seinen letzten Athemzug gethan.

Lieutenant Wenzel aber wurde eine halbe Stunde später von dem Güterdirektor und von dem Justizrath, mit denen er in einem anderen Zimmer eine kurze Unterredung hatte, nicht mehr wie bisher als „Herr Graf“, sondern als „Eure Durchlaucht“ angeredet.

Das Wieschen.

Roman von **E. Vely.**

Oktav. 17 Bogen. Preis geh. 5 M., geb. 6 M. ord.

Vorliegender Roman der überaus hochgeschätzten Verfasserin schildert in ungemein fesselnder Weise das Leben einer Frau, die von niedriger Geburt in die höchsten Sphären sich hinaufzuschwingen versteht. Als Tochter eines Gänsehirten verbrachte sie ihre Jugend auf der Wiese in Gesellschaft ihrer Gänse, später wird sie Künstlerin, doch sie bleibt immer dasselbe charakterfeste, reine Mädchen, das sich endlich das Glück erringt. „Wieschen“ schildert das Leben also auf seinen beiden Seiten: hoch oben und in seiner niedrigsten Sphäre. Immer weiß aber E. Vely zu fesseln, das Interesse bleibt wach und der Leser wird im höchsten Grade befriedigt der hübschen Erzählung bis an den Schluß folgen.

Frauenräthsel.

Roman von **Carl Ed. Klopfer.**

Oktav. 24 Bogen. Preis geh 6 M., geb. 8 M. ord.

Der junge Wiener Autor versetzt uns diesmal auf den Boden seiner Vaterstadt. Dagmar Freval, eine dänische Künstlerin und Baron Götz von Puchstein, ein überaus markig gezeichneter Held, sind die Hauptfiguren des durch seine spannende Handlung fesselnden Romanes „Frauenräthsel“. Düstere Beziehungen, ie in bewegter Vergangenheit zwischen Puchstein's Stiefmutter und Dagmar's Vater, einem verkommenen, unheimlichen Subjekt, bestanden, werfen ihren Schatten in die Gegenwart und geben der in den Hauptzügen wohlthuend versönlich ausklingenden Lösung der aufgeworfenen Probleme einen tragischen Hintergrund.

Um eine Fürstenkrone

Bd.: 1.

1896